



2021

OFFENE KIRCHEN

4,50 EUR

*Die Mark
Brandenburg
erkunden*

In dieser Ausgabe:

Orgellandschaft Brandenburg | Mittelalterliche Wandmalereien | Narren
in der Kirche | Vergessene Kunstwerke | Brandsanierung in
Eberswalde | Sepulkralarchäologie | Umzug einer Kapelle
Blühende Dorfkirchen ... und vieles mehr

BENEFIZKONZERTE FÜR BRANDENBURGS KIRCHEN 2021

Wenn Schülerinnen und Schüler ihr musikalisches Können und ihren Spaß an der Musik in die schönsten Kirchen Brandenburgs tragen, entstehen wunderbare Konzerterlebnisse – fernab von den großen Konzertsälen der Städte.

Präsentiert werden klassische Werke, Chor- und Kammermusik und Bigband-Swing. Die Spenden kommen den Kirchen zugute und tragen so zum Erhalt wertvoller Kulturdenkmäler bei.

MUSIK SCHULEN ÖFFNEN KIRCHEN LAND BRANDENBURG

ERÖFFNUNGSKONZERT

Samstag, 10. April 2021, 17 Uhr — Klosterkirche Guben

Junge Philharmonie Brandenburg

Künstlerische Leitung: Peter Sommerer

WWW.MUSIKSCHULEN-OEFFNEN-KIRCHEN.DE

SCHIRMHERRIN: DR. MANJA SCHÜLE, MINISTERIN FÜR WISSENSCHAFT,
FORSCHUNG UND KULTUR — GEFÖRDERT VOM MINISTERIUM FÜR
WISSENSCHAFT, FORSCHUNG UND KULTUR DES LANDES BRANDENBURG



*Dorfkirche Melzow, Uckermark;
Foto: Bernd Janowski*



Liebe Freunde der brandenburgischen Dorfkirchen, sehr geehrte Leserinnen und Leser,

wir alle haben es vor einem Jahr uns schlicht nicht vorstellen können, wie schnell ein Virus zur Plage der Menschheit werden kann. Solche Seuchen, so glaubten wir Fortschrittsgläubigen, seien Vergangenheit. Doch wir wurden eines Besseren belehrt. Nicht nur der Alltag sieht heute anders aus, auch in den Kirchen trägt man Maske. Immerhin waren die Gotteshäuser nicht zeitweise geschlossen wie Theater oder Kinos; selbst in Dörfern gab es zahlreiche Kirchen, die dank treuer Hüter offen blieben für ein Gebet oder für eine besinnliche Pause beim Spaziergang.

Die Corona-Krise hat auch die Arbeit des Förderkreises Alte Kirchen Berlin-Brandenburg erschwert. Zwar ist das Spendenaufkommen nicht in dem zunächst befürchteten Ausmaß gesunken, doch mussten Konzerte und auch Exkursionen abgesagt werden. Meist gab es lediglich Telefonkonferenzen von Vorstand und Regionalbetreuern statt persönlicher Treffen. Aber so gut wie alle von uns unterstützten Sanierungs- und Restaurierungsprojekte konnten planmäßig durchgeführt werden. Die moderne Informationstechnik hat es uns auch erleichtert, zum 21. Mal diese Broschüre herauszugeben. Wir haben darauf verzichtet, uns mit jenem Thema zu befassen, das man zurzeit überall und fast schon im Übermaß in den Medien findet. Stattdessen bieten wir Ihnen wie gewohnt Beiträge zu Kunst und Geschichte sowie zur Denkmalpflege und möchten Sie mit Text und Bild animieren, die über tausend offenen Kirchen in Brandenburg zu besuchen und ihre Erhaltung zu unterstützen.

Anders als in den Vorjahren, als es um Theodor Fontane ging (2019) oder um das Kriegsende an der Oder vor 75 Jahren (Ausgabe 2020), gibt es dieses Mal keinen Themen-Schwerpunkt im Heft. Gleichwohl widmen sich zwei Artikel der Kirchenorgel, die 2021 zum „Instrument des Jahres“ gekürt wurde. Ein Beitrag beschreibt die Instrumente und ihre Schöpfer in der Orgellandschaft Brandenburg. Ferner werden zwei Orgelbauer-Familien aus Sonnewalde vorgestellt, die fast hundert Kirchenorgeln nicht nur in der Niederlausitz schufen.

Ein bisschen schauerlich geht es in einem Beitrag zu, der die Sepulkralarchäologie zum Thema hat. Das ist jene Wissenschaft, die man landläufig als Gruftforschung bezeichnet. In etlichen Dorfkirchen gibt es unterirdische Grabanlagen, die oftmals in einem beklagenswerten Zustand sind und dringend einer Restaurierung bedürfen. Die Grablege in der Nähe des Altars war seit dem 16. Jahrhundert eine Vorliebe vieler Adelsfamilien.

Sie finden viele weitere Artikel über Kirchen, Gemälde oder Totenkronen und schließlich verraten wir Ihnen sogar, was Narren in den Kirchen zu suchen haben. Wir möchten Sie einladen, bei Ihren hoffentlich bald wieder unkomplizierter möglichen Reisen über Land nicht achtlos an den weit über tausend brandenburgischen Dorfkirchen vorbeizufahren. Es ist oft überraschend, welcher Reichtum an Kunst und Geschichte sich hinter oft groben Feldsteinen verbirgt. Ein ausführliches Verzeichnis aller offenen Kirchen finden Sie auf unserer Internetseite www.altekirchen.de. Eine zunehmende Säkularisierung der Gesellschaft, der demographische Wandel und fehlende finanzielle Mittel machen es zunehmend schwerer, die Kirchenbauten im Land zu erhalten. Helfen Sie uns dabei!

Wir wünschen Ihnen und uns allen einen hoffentlich sorgloseren Sommer, in dem man wieder freier sich bewegen und reisen kann.

Die Redaktion

Inhalt



Impressum

Herausgeber:

Förderkreis Alte Kirchen
Berlin-Brandenburg e. V.
www.altekirchen.de
Postfach 024675, 10128 Berlin
Telefon: 030 / 449 30 51
E-Mail: altekirchen.janowski@t-online.de

Spendenkonto:

IBAN: DE94 5206 0410 0003 9113 90
BIC: GENODEF1EK1
(Evang. Bank)

Konzeption und Redaktion:

Bernd Janowski

Redaktionelle Mitarbeit:

Eva Gonda, Wolf-Rainer Marx, Konrad Mrusek

Lektorat:

Thomas Lehner

Gesamtherstellung:

verbum Druck- und Verlagsgesellschaft GmbH
www.verbum-berlin.de

Titel:

Dorfkirche Blankenburg (Uckermark);
Foto: Bernd Janowski

Rücktitel:

Dorfkirche Mödlich (Prignitz), Alabasterrelief
aus dem Altaraufsatz; Foto: Bernd Janowski

Ein Orts- und Personenregister der „Offenen
Kirchen“ von 2000 bis 2021 finden Sie unter
www.altekirchen.de/offene-kirchen/register



ISBN: 978-3-928918-35-0

Instrumente und ihre Schöpfer. Orgellandschaft Mark Brandenburg von <i>Wolf Bergelt</i>	4
Fast hundert Orgeln aus Sonnewalde. Das Wirken der Niederlausitzer Orgelbauerfamilien Claunigk und Schröther von <i>Albrecht Bönisch</i>	10
Wir müssen professioneller werden. Ein Gespräch mit <i>Frank Röger</i>	13
„Ich bin nicht Priester geworden, um Kirchen zu schließen“. Katholische Kirchen in der brandenburgischen Diaspora von <i>Bernd Janowski</i>	16
Ein Panorama mittelalterlicher Kunst. Wandmalereien im Nordosten Brandenburgs von <i>Jan Raue</i>	20
Kirchen voller Narren. Mittelalterliche Darstellungen geben bis heute Rätsel auf von <i>Peter Knüvener</i>	25
Eine Fülle an historischem Inventar. Mittelalterliche Kirchen in der westlichen Altmark von <i>Matthias Friske</i>	28
Ende einer Odyssee. Das Marienretabel aus Teetz von <i>Joachim Kays</i>	32
Kirchliches Kunst- und Kulturgut. Das Inventarisationsprojekt der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz von <i>Claudia Rückert</i>	36
Ihre Spende für die Restaurierung des Renaissancealtars in der Dorfkirche Schönfeld	40
Bildreliefs nach Antwerpener Vorbildern. Der Renaissancealtar in Schönfeld braucht Hilfe von <i>Rudolf Bönisch</i>	41



**Veranstaltungen des Förderkreises Alte Kirchen
und der Luckauer Niederlausitz 2021..... 45**

Italienischer Barock in einem Dorf.
Restaurierung des Gemäldes *Madonna mit
schlafendem Kind* in der Kirche zu
Warchau von *Hans Tödtmann* 49

Das Schummerkissen des kleinen Gottlieb.
In der Derwitzer Kirche wurde die in
Brandenburg wahrscheinlich umfangreichste
Sammlung von Denkmälern des Toten-
kronen-Brauches entdeckt von *Eva Gonda* 52

Letzte Chance für Renaissance-Malereien.
Noch fehlen Mittel für die weitere
Sicherung der Kirchengestaltung in
Steinitz von *Mechthild Noll-Minor* 55

Überraschung unter dem Ruß.
Schnelle Hilfe für die Maria-Magdalenen-
Kirche von *Konrad Mrusek*..... 59

Wenn die Gruft sich öffnet. Sepulkral-
archäologen über die Schulter geschaut
von *Andreas Flender*..... 62

Das einsame Sterben Christi. Zwei
Monumentalgemälde Willy von Beckeraths
in der Dorfkirche Löwenberg (Oberhavel)
von *Ralf-Günter Schein*..... 66

Ein Förderverein, gute Handwerker
und viel Unterstützung. Die Sanierung der
Dorfkirche in Breitenfeld (Prignitz)
von *Jorinde Bugenhagen* 68

„... weil ich für Menschen da sein konnte“.
Engagement für die Kirchen der Prignitz
von *Wolf-Dietrich Meyer-Rath* 71

Ein Schwarzbau und ein Kanzelaltar ohne
Kanzel. Altbarnim und Sietzing – zwei Fach-
werkkirchen im Oderbruch von *Uwe Donath*..... 72

Die Kirche des Hutfabrikanten. Ein Gubener
Kleinod im Jugendstil von *Andreas Peter*..... 75



Zwischen Roman und Realität.
Wie Fürstenwerder zu einer literarischen
Adresse wurde von *Bernd Janowski* 78

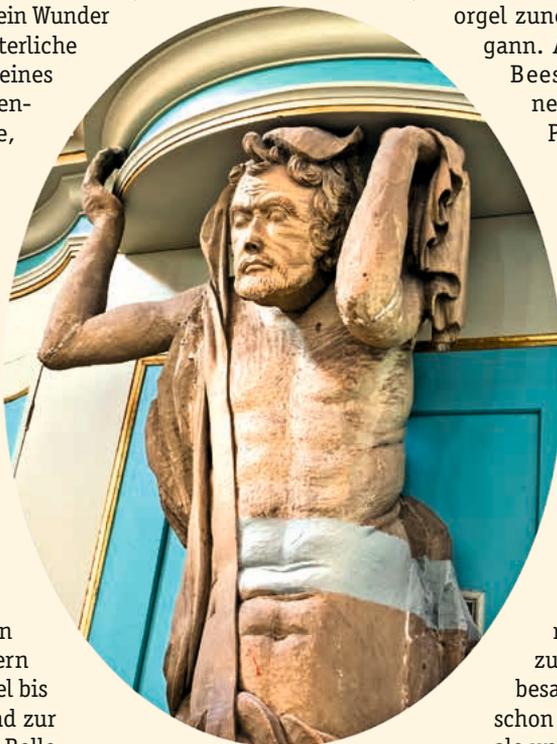
Eine Lücke im Dorfbild wird geschlossen. Der
Umzug einer Kapelle von *Magdalene Wohlfarth* 82

Auf dem Weg zum christlichen Zentrum
auf dem Lande. Neubeginn in Marienfließ
von *Theda von Wedel-Schunk* 84

Bald kein Wurm (mehr) drin. Die Bekämpfung
des Holzwurms in der Dorfkirche Melzow
von *Dr. Torsten Heidecke und Dr. Judith Auer* 87

Blühende Dorfkirchen.
Programm für mehr Artenschutz im Dorf
von *Theda von Wedel-Schunk* 90

Selbst im Jahrhundert ihrer endgültigen Ankunft in Europa, nachdem sie 757 als Geschenk des byzantinischen Kaisers an den fränkischen Kaiser beeindruckt hatte, stand die Orgel noch im Zeichen weltlicher, infolge der Allianz von Kreuz und Krone bald aber auch fürstbischöflich-klerikaler Macht. Von hier aus verbreitete sie sich im Zuge der Christianisierung allmählich über ganz Europa. Der Ausgangspunkt dieses Weges waren die Klöster, weil nur dort das Wissen zur Verfügung stand, welches für den Umgang mit solch einem komplizierten Kultgegenstand notwendig war. Kein Wunder also, dass so auch die klösterliche Musikpflege zur Keimzelle eines sich wechselseitig bedingenden Gestaltwandels wurde, in dem sich Kirchenmusik und Kirchenorgel bis auf den heutigen Tag beeinflussen können. Zugleich sehen wir, wie die Orgel nach ihrer Aufnahme durch das Christentum — wenngleich in viel bescheidenerem Maße — auch für weltliche Zwecke wiederentdeckt wurde und dort als Portativ (tragbare Kleinstorgel) unter den Spielleuten, als Positiv (Kleinstorgel) und als Kammerorgel bei Hofe, in Adels- und in Bürgerhäusern sowie als große Konzertorgel bis hin zur Kino-, zur Dreh- und zur Jahrmarktorgel immer eine Rolle gespielt hat.



Salzwedel, St. Marien: Joachim Wagner, 1748/49, Trägerfigur

Der Umstand, dass die Orgel in der Mark Brandenburg erst im 14. Jahrhundert in Erscheinung trat, hat seine Ursache in deren vergleichsweise später Christianisierung und Neubesiedelung (mit Zuwanderern aus den Stammländern ihrer zunächst askanischen Herrscher), die um 1300 mit der Gründung von ca. 2.500 Dörfern und ca. 100 Städten mehr oder weniger abgeschlossen war. Wenn man bedenkt, dass viele der damals entstandenen Dorfkirchen erstmals im 19. Jahrhundert mit einer Orgel ausgestattet wurden, ahnt man bereits, dass die ersten Instrumente dieser Art in Klöstern und in Stadtkirchen zu suchen sind. Tatsächlich berichten zwei Sekundärquellen von einer Anweisung an den Organisten der Frankfurter Oberkirche (St. Marien) aus dem Jahre 1330, in der es heißt: „wer der Orgel vorsteht, der soll zu den Zeiten, wo man auf den Orgeln singen soll, in den Chor zu dem Schulmeister gehn und ihn um einen Treter bitten, zugleich sich mit ihm besprechen, was man singen solle, damit der Chor und die Orgel übereinstimmen und nicht eine Confusion entstehe“. Für die Zeit um 1350 ist für das Servitenkloster zu Altlandsberg der Bau einer Orgel bekannt, und 1370 wirkte in Brandenburg ein Orgelbauer namens Werner, dessen Ruf so weit reichte, dass er sogar ein Instrument mit

18 Manualtasten und Pedal (!) nach Gotland (Schweden) liefern durfte, von dem noch heute Teile im Historischen Museum Stockholm zu bewundern sind. Neben diesen Zeugnissen erzählen uns — ebenfalls aus dem 14. Jahrhundert stammende — Stein- und Holzplastiken in den Domen zu Fürstenwalde und zu Havelberg davon, dass die Orgel zusammen mit dem Christentum im brandenburgischen Kulturraum Einzug gehalten hat.

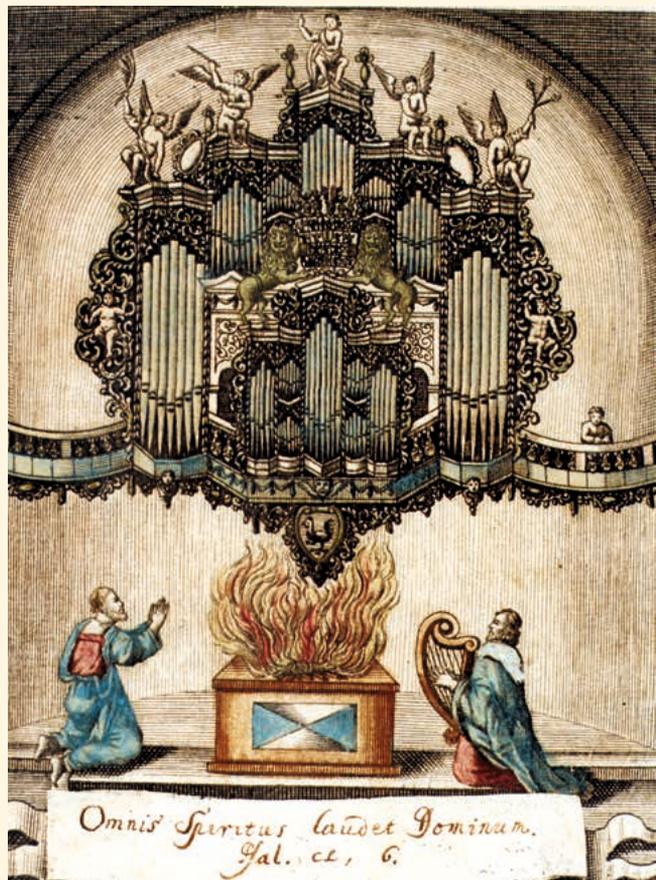
Nachrichten aus dem 15. Jahrhundert zeigen deutlich, wie sich die Stadtkirchenorgel zunehmend auszubreiten begann. Aus Havelberg, Jüterbog, Beeskow, Neuruppin, dem neumärkischen Königsberg, Prenzlau, Spandau, Pritzwalk, Berlin und einigen Städten der erst ab 1815 zu Brandenburg gehörenden Niederlausitz sind schriftliche Zeugnisse überliefert, die uns vermuten lassen, dass es in den Stadtkirchen der Mark bedeutend mehr Orgeln gegeben hat, als bezugt worden sind. Wir dürfen annehmen, dass die Mehrzahl der märkischen und der Niederlausitzer Stadtkirchen bereits vor der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert Orgeln besaß, von denen nicht wenige schon mehrere Werke bzw. Manuale und ein Pedal umfasst haben mögen. Dass in diesem Zeit- und Kulturraum der Pedalgebrauch nichts Besonderes mehr gewesen

sein kann, geht zweifelsfrei aus einer 1443 von Adam Ileborgh aus dem altmärkischen Stendal verfassten Orgeltabulatur und u. a. auch aus einem Fund des Berliner Orgelbauers Friedrich Marx hervor, der im 19. Jahrhundert während des Baus einer neuen Orgel in Beeskow Pedalpfeifen von 1418 vorfand.

Im 16. Jahrhundert — dem Jahrhundert der Reformation — verbinden sich die Orgelbauten bereits mehrfach mit den Namen ihrer Schöpfer, die schon lange nicht mehr als Ordensbrüder, sondern als freie Handwerker auftraten, deren Metier mancherorts zu den freien mechanischen Künsten gehörte. Neben ausländischen lassen sich auch einheimische, deutsch- und slawischstämmige Künstler ausmachen, deren Chancen allerdings noch recht ungünstig waren, sobald es sich um repräsentative Neubauten handelte. Zu den Bevorzugten gehörten beispielsweise Jacob Scherer, dessen Sohn Hans Scherer d. Ä., beide aus Hamburg, der Antwerpener Meister Antonius Mors, der erst von Stralsund und später von Kopenhagen aus wirkende Nicolaus Maass sowie Fabian Peterszoon aus Rostock, deren Tätigkeit sich jeweils nördlich von Berlin nachweisen lässt. Der namhafteste ansässige Meister dürfte zu Beginn



Havelberg, Dom: Musizierende Engelgruppe, 15. Jahrhundert



Frankfurt (Oder), St. Marien: Matthias Schurig, 1691/95

des 16. Jahrhunderts Blasius Lehmann, Organist und Hoforgelbauer des brandenburgischen Kurfürsten, gewesen sein. Ihm wurde u. a. der Bau einer Orgel in der Berliner Nicolaikirche übertragen. Nach ihm ließen sich zwei Männer namens Egidius und Valentin Uckerow in Berlin als Orgelbauer nieder. In die Dienste des Kurfürsten trat auch Leonhardt Franck, der – wie Blasius Lehmann – nicht nur Orgelbauer, sondern zugleich Organist war und von Berlin und Frankfurt an der Oder aus wirkte.

In der Niederlausitz lässt sich für die zweite Jahrhunderthälfte fast in jeder Stadt eine Orgel nachweisen. Soweit Einzelheiten über deren Gestalt überliefert sind, fällt auf, dass sie ganz dem sogenannten Werkprinzip entsprach, also – wenn nicht einmualig – aus mehreren klanglich kontrastierenden Werken zusammengesetzt war und bis zu drei Manualklaviaturen und ein Pedal haben konnte, wobei auf klare, ungebrochene Farbgebung und Unterscheidung der einzelnen Register, den sogenannten Spaltklang, geachtet wurde. Diese Instrumente waren großenteils von ihren geistigen Vätern in Südholland geprägt, so dass noch nicht von einem typisch märkischen Orgelbau gesprochen werden kann.

Ein starker und nachhaltiger Orgelbauimpuls dürfte von Kurfürst Joachim II. ausgegangen sein, unter dessen Regentschaft sich 1539/40 die Reformation in der Mark Brandenburg vollzog, die seine Position erheblich stärkte, weil er von nun an auch das Amt des obersten Kirchenherrn ausübte und das in seinem Herrschaftsbereich liegende Eigentum der römisch-katholischen Kirche in den Besitz der Krone bringen sowie die Bistümer Brandenburg, Havelberg

und Lebus samt deren umfangreichem Grundbesitz auflösen konnte. In der darauf folgenden Generalkirchenvisitation hat dann die Hebung der kirchenmusikalischen Zustände und in diesem Zusammenhang auch der Orgelbau besondere Beachtung gefunden.

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts – unter Kurfürst Joachim Friedrich – erhielt die lutherische Landeskirche ein Konsistorium, dessen Spitze mit einem Generalsuperintendenten besetzt wurde. Damit war der Ausbau des brandenburgischen Behördensystems auch im kirchlichen Bereich weitgehend abgeschlossen und der Orgelbau in den landesherrlichen Patronatskirchen unter die Aufsicht der neuen Kirchenleitung gestellt, während daneben weiter zahlreiche Standesherrschaften existierten. In dieser Zeit arbeitete Martin Peter Grabow in der Mark, der zu den wenigen inländischen Meistern gehörte, die größere Neubaufträge erhielten. Bald brachte der Dreißigjährige Krieg (1618–1648) den Orgelbau in Gefahr, aber dennoch nicht vollständig zum Erliegen. Zum Glück übernahm 1640, als der Bevölkerungsverlust auf 50 Prozent anstieg, ein Regent die Führung des Landes, den man später den „Großen Kurfürsten“ nennen sollte und durch dessen Klugheit und Tatkraft die Mark Brandenburg aus der totalen Verelendung heraus noch im selben Jahrhundert einen Status errang, der die Grundlage für den Rang einer europäischen Großmacht bildete, den Brandenburg-Preußen im 18. Jahrhundert einnahm. Der in der Regierungszeit von Kurfürst Friedrich Wilhelm zum Durchbruch gelangende Aufbauwille wurde auch in der steigenden Zahl größerer und kostspieliger Orgelneubauten sichtbar, die nach wie vor fast alle

von auswärtigen Künstlern ausgeführt wurden, unter denen besonders Hans Scherer d. J. (Hamburg), Matthias Schurig (Radeberg), Adam Casparini (Sorau), Georg Weindt (Schluckenau/Böhmen), Georg Reichel (Halle), Tobias Weller (Dresden), Christian Decker (Görlitz), Christoph Junge (Weißenfels), Christoph Donat (Leipzig) und Andreas Tamitius (Dresden) zu nennen sind, von denen einige überwiegend in der – damals zunächst noch zu Böhmen gehörenden und ab 1635 sächsischen – Niederlausitz agierten.

Im 18. Jahrhundert, als Kurfürst Friedrich III. 1701 zum König in Preußen aufgestiegen war und Berlin zu einer prächtigen Residenzstadt auszubauen begann, zog er auch Künstler, Wissenschaftler und Handwerker an seinen Hof, deren Ruf über jeden Zweifel erhaben war. Und so ist es nicht verwunderlich, dass wir neben Persönlichkeiten wie Leibniz und Schlüter den berühmten norddeutschen Meister Arp Schnitger in königlichen Diensten antreffen, der 1708 zum Königlich-Preussischen Hoforgelbauer ernannt werden sollte. Doch die Zahlungsmoral des verschwenderischen Regenten ließ zu wünschen übrig und mag einer der Gründe gewesen sein, weshalb man Schnitger nicht dauerhaft an das preussische Haus zu binden vermochte. So entstand ein Vakuum, das zunächst Schnitgers ungeliebter Schüler Johann Michael Röder auszufüllen versuchte, bis 1719 Joachim Wagner in Berlin auftauchte, der bei dem inzwischen regierenden „Soldatenkönig“ Friedrich Wilhelm I. offenbar nicht nur einen besseren Ruf genoss, sondern auch die genialere und stärkere Künstlerpersönlichkeit war. Wagner war es auch, der das Land nun endlich mit einem eigenen, zukunftsweisenden Orgelbaustil auf höchstem Niveau beschenkte und durch seine Schüler – Peter Migendt, Gottlieb Scholtze, Ernst Marx – sowie Enkelschüler und inspirierte Nachahmer das ganze Jahrhundert wie kein zweiter prägen und die brandenburgische Orgelbaugeschichte bis auf den heutigen Tag indirekt beeinflussen sollte. Sein Œuvre, das im Rahmen eines Forschungsprojektes in den letzten Jahrzehnten erschlossen werden konnte, umfasst nach heutigem Erkenntnisstand fast 60 Instrumente, woran sich zeigt, dass wir es mit einem der bedeutendsten Orgelbauer der Geschichte zu tun haben, der seinen viel bekannteren Zeitgenossen und kurzzeitigen Arbeitgeber Gottfried Silbermann an ingenieurer Potenz und Innovativkraft noch übertraf und zudem eine Klangwelt schuf, die dem Orgelideal Johann Sebastian Bachs (der Wagner-Orgeln kannte) auf kaum vergleichbare Weise nahekam. Diese Erkenntnis bietet alle Voraussetzungen dafür, Wagner endlich genauso „heilig“ zu sprechen, wie es in Sachsen mit Silbermann schon längst geschehen ist.

Im 19. Jahrhundert kam es zu einem tiefgreifenden Stilwandel in den Künsten, der im Orgelbau mit der Auflösung des klassischen Werkprinzips, der Homogenisierung des Klangs, einer entsprechenden Veränderung der Intonation (Tongebung) und in der Gehäusearchitektur mit der Einführung geradliniger antikisierender Formen einherging, die großen-

teils auf den Einfluss von Karl Friedrich Schinkel zurückzuführen sind, der als Geheimer Oberbaurat der Oberbaudeputation Preußens gesamtes Bauwesen leitete. Zahlreiche Prospektentwürfe in seinem Nachlass lassen drei Grundideen erkennen, denen ein großer Teil der märkischen Orgelbauer fast das ganze 19. Jahrhundert hindurch folgte: anfangs besonders mit einer griechischen Tempelfrontvariante (in den Hauptgliedern am Tympanon, an der griechischen Säulenordnung und den Flachfeldern erkennbar), hernach zu romanischen Rundbogen- und gotischen Spitzbogenformen übergehend, wobei erstere oft mit einem schlichten abschließenden Horizontalgesims und lisenenartigen Vertikalgliedern versehen sind, und letztere fast immer maßwerkdurchbrochene Wimpergabschlüsse zwischen fialenbekrönten Vierkant- oder Polygonalfeilern aufweisen.

Überall dominiert Schlichtheit, auch bei den abweichenden Formen märkischer Landorgelbauer, deren Markt seit der Mitte des 18. Jahrhunderts sichtbar zu wachsen begann. Technisch und produktionsstrukturell setzte ein revolutionierender Wandel ein, der zunehmend in die Industrialisierung führte und sich – je nach den spezifischen Bedingungen – auf Orgelbauunternehmen entweder fördernd oder vernichtend auswirkte, den Orgelbau als solchen aber auf ungeahnt innovative Weise veränderte und vorantreiben half. Die überragenden Gestalten unter den



*Brandenburg an der Havel, St. Katharinen:
Joachim Wagner (Gehäuse), 1726/27; Alexander Schuke
Potsdam (Werk), 2018/20*



Berlin-Spandau, St. Marien: Alexander Schuke Potsdam 2003

Die Tatsache, dass um die Wende zum 20. Jahrhundert die gesamte Vielfalt märkischer Orgelbauwerkstätten in der Provinz Brandenburg bis auf drei große Unternehmen fast restlos verschwunden war, zeigt deutlich, dass nicht persönliches Unvermögen, sondern nur ein übergreifendes Geschehen Ursache für diesen Niedergang gewesen sein kann, das nicht zuletzt sowohl mit dem zunehmenden Ungleichgewicht zwischen Stadt und Land als auch mit den Vorteilen der neuen Produktionsweise zu tun hatte. Nachdem 1916 bzw. 1918 die Gebrüder Dinse verstorben waren, gab es nur noch zwei große Firmen – Sauer und Schuke –, die die wenigen kleineren Werkstätten lange Zeit konkurrenzlos überragten. Zugleich sehen wir, wie auch an namhafte Orgelbauer außerhalb der Provinz Brandenburg Aufträge vergeben wurden. Erst mit der Trennung der Gebrüder Hans-Joachim und Karl Schuke (1950) – von denen letzterer eine eigene „Berliner Orgelbauwerkstatt GmbH“ in Zehlendorf gründete – und durch die zunehmende Profilierung der Mitteldeutschen Orgelbauanstalt (Bad Liebenwerda) kamen neue Farben hinzu, die die regionale Firmenlandschaft wieder anreichern konnten.

Diese Tendenz scheint mit der Wiederherstellung der deutschen Einheit im Jahre 1990 einen neuen Impuls bekommen zu haben, während gleichzeitig die zunehmende grenzüberschreitende Durchdringung und Internationalisierung des Orgelbaus bis hin zu Kooperationen zwischen Orgelbauern sichtbar ist. Neben diesen Erscheinungen wird das 20. Jahrhundert durch eine großartige Entwicklung der Restaurierungs- und Rekonstruktionspraxis geprägt, um die sich gerade auch Orgelbauunternehmen des Landes Brandenburg in maßstabsetzender Weise verdient gemacht haben. Aber wir haben es auch mit einem Jahrhundert der Orgelwissenschaft zu tun, in dem wie nie zuvor Quellen- und Substanzforschung betrieben wurde, ohne deren Ergebnisse das Niveau der heutigen Praxis undenkbar wäre.

Das 21. Jahrhundert ist noch offen und zugleich unser fortwährendes Jetzt, von dem aus wir wie von einem Gipfel auf die gesamte historische Orgellandschaft Brandenburg, aber auch visionär in die Zukunft blicken können. Dort liegt die Chance, nunmehr in Neuland vorzudringen. Ob wir sie nutzen und ergreifen können, wird von vielen unvorhersehbaren Faktoren, aber immer auch von Menschen abhängig sein, die sich mit dieser großen alten Kunst verbinden wollen. —

zahlreichen Orgelbauern dieses Jahrhunderts sind u. a. in dem Lehrer-Schüler-Kontinuum zu suchen, das von Joachim Wagner ausging und sich in Berlin über Wagners Enkelschüler Johann Simon Buchholz, dessen Sohn Carl August, die Werkstatt Lang & Dinse bis hin zu den Gebrüdern Dinse fortsetzte. Andere bedeutende Linien sind mit den Namen Grüneberg (Brandenburg, Stettin), Heise, Gesell (beide Potsdam) und Sauer (Frankfurt (Oder)) verbunden. Unter den „Landorgelbauern“ haben besonders die Turleys (Treuenbrietzen, Brandenburg), Claunigks, Schröthers (beide Sonnewalde/NL), Baer, Lobbes (Niemege), Lütkemüller (Wittstock), Kienscherf (Eberswalde) und Hollenbach (Neuruppin) prägend gewirkt. Nach der Gründung des Deutschen Kaiserreiches im Jahre 1871 nahm das Entwicklungsgeschehen ein derart atemberaubendes Tempo an, dass viele kleine und traditionsbewusste Unternehmer, die damit nicht Schritt zu halten vermochten, keine Chance mehr hatten.

.....
Lesern, die das Thema vertiefen möchten, seien die folgenden, bildreichen Bände empfohlen:

Wolf Bergelt: Orgelreisen durch die Mark Brandenburg, 3. Auflage, Berlin 2016

Wolf Bergelt: Joachim Wagner. Orgelmacher. Regensburg 2012

.....

CD-Neuerscheinungen aus der Niederlausitz

Orgellandschaft Niederlausitz
Monographien
Jehmlich-Orgel in
St. Antonius Großbräschen
Anna Firlus, Gliwice (Polen)
Werke von D. Buxtehude,
J. S. Bach, Wilhelm Rudnick,
Waldemar Krawiec,
Bruno Stein und Jerzy Bauer

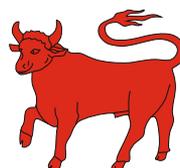


„Es handelt sich nicht um eine besonders spektakuläre oder große Orgel: Aber der Repertoirewert der Scheibe ist beachtlich, Darbietung und Edition, reich bebildertes Beiheft mit allen Registrierungen (deutsch, englisch, polnisch) und 84 Seiten sind vorbildlich.“

Clemens Schäfer, Düsseldorf
www.pfeifengelforum.net

Bestellungen:

Großbräschener
Orgelkonzerte e. V.
c/o Rudolf Bönisch
Dammstraße 28
03222 Lübbenau
post@orgelklang.de
www.orgelklang.de



Jahr der Orgel

Orgellandschaft Niederlausitz Vol. 14
Fünf Dorfkirchenorgeln
um Doberlug-Kirchhain
Jaroslav Tůma, Prag (Tschechien)

„Spätbarocke und romantische Orgeln
stellen den Schatz der Orgellandschaft
dar, der von den Kirchengemeinden
gepflegt wird. Die auf dieser CD

erklingenden Dorfkirchenorgeln wurden nach der Jahrtausendwende
fachkundig restauriert. Das Musikprogramm stellt Bach in den Mittelpunkt.

Es sind Werke zu hören, die er von anderen Komponisten übernahm
und bearbeitete oder die ihm lediglich zugeschrieben sind.“

Aus dem Booklettext

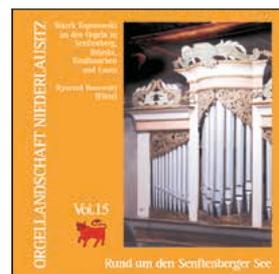


Orgellandschaft Niederlausitz Vol. 15
Sieben Orgeln rund um den
Senftenberger See
Marek Toporowski, Katowice (Polen)
Jazzflöte: Ryszard Borowski, Warschau

„Vol. 15 ist hervorragend gelungen.
Die beiden Protagonisten haben sehr
empfindsam und künstlerisch auf

höchstem Niveau zusammengespielt. Wie immer ist das Booklet sehr
schön gestaltet. Wenn ich einen Preis vergeben sollte, ist Vol. 15
vielleicht die beste CD der ganzen Serie. Die nach meinem
Eindruck bestdokumentierte Orgellandschaft in Europa.“

Eberhard Knebel, München



ALBRECHT BÖNISCH

Fast hundert Orgeln aus Sonnewalde

Das Wirken der Niederlausitzer Orgelbauerfamilien
Claunigk und Schröther

Albrecht Bönisch ist Pfarrer der Kreuzkirchengemeinde in Görlitz.

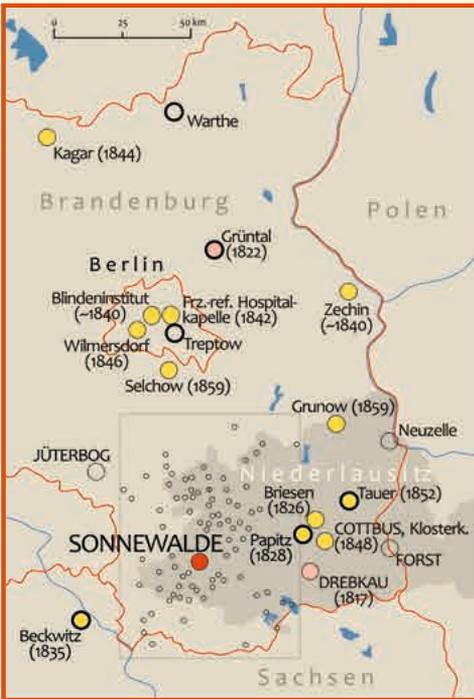
Wer in den Kirchen der westlichen Niederlausitz auf die Orgeleporen schaut, kann damit rechnen, ein Instrument zu sehen, das in Sonnewalde gebaut wurde – einem Städtchen im Landkreis Elbe-Elster, das ohne die eingemeindeten Dörfer heute lediglich etwa 1.000 Einwohner zählt. Oftmals sind es nur noch die Orgelgehäuse, die erhalten sind. Es ist jedoch die prägende

Wirksamkeit der Claunigks und Schröthers spürbar, die sogar bis Berlin reichte. An den erhaltenen Orgeln können ihre Klangvorstellungen noch heute erlebt werden. Vielfach war es den Kirchengemeinden in den letzten Jahren ein großes Anliegen, diese Instrumente restaurieren zu lassen.

Dabei ist beachtlich, dass für eine geraume Zeit im kleinen Residenzstädtchen Sonnewalde gleich

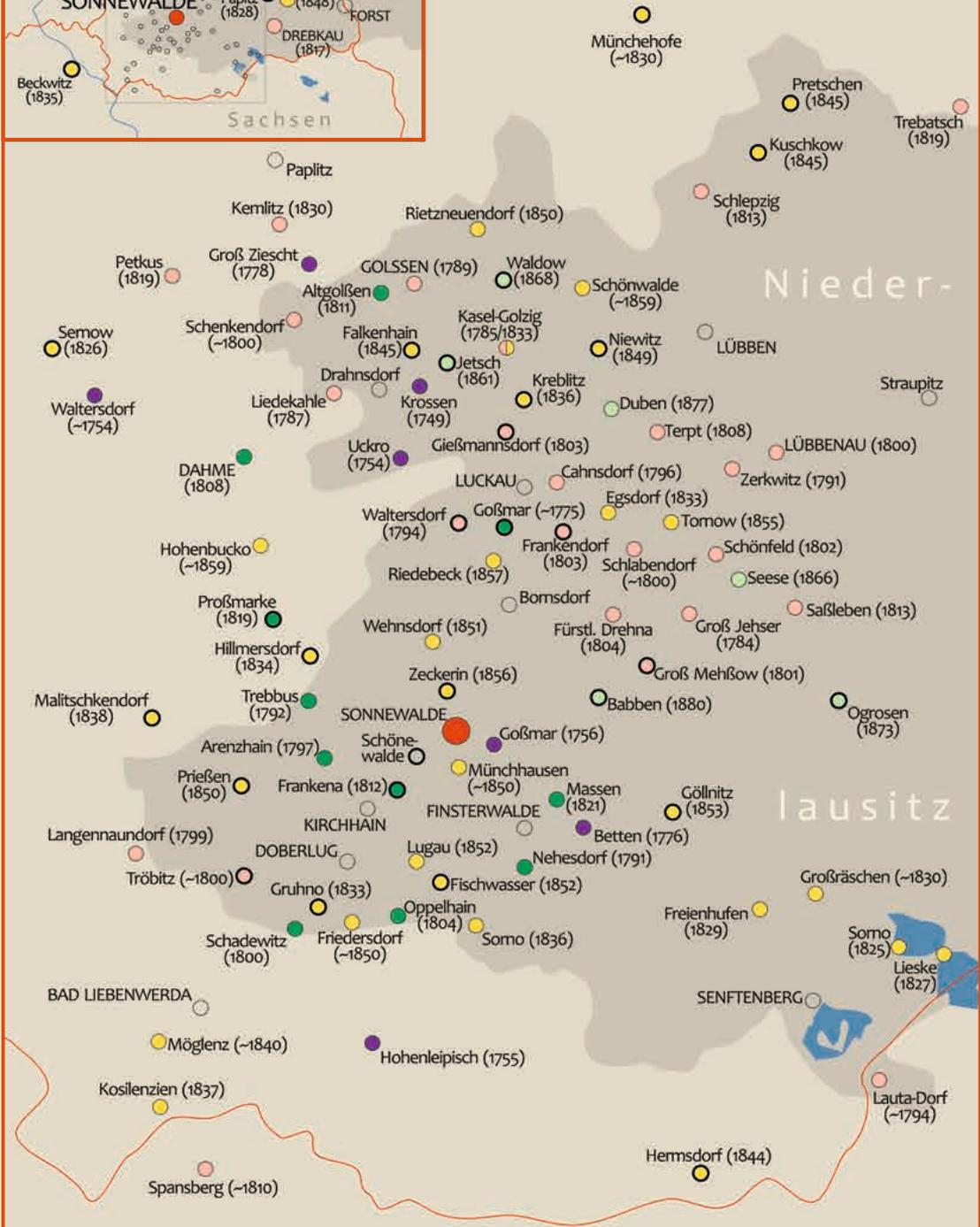
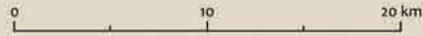
Die Claunigk-Orgel in Waltersdorf bei Luckau, 1794; Fotos: Rudolf Bönisch





Orgeln aus Sonnevalde 1749-1880

- Orgeln von Matthäus Clauinig
- Orgeln von Carl Gotthold Clauinig
- Orgeln von Johann Christoph Schröther d. Ä.
- Orgeln von Johann Christoph Schröther d. J.
- Orgeln von Carl Wilhelm Schröther
- sonstige Tätigkeit bzw. heutige Orgelstandorte
- die Orgel ist (größtenteils) erhalten



Verbreitung der Orgeln aus Sonnevalde; Karte: Albrecht Bönisch

zwei Orgelbauerfamilien parallel arbeiten konnten. Die Nachfrage nach Instrumenten vor allem für die Dorfkirchen war um 1800 enorm groß. Eine echte Konkurrenz bestand wohl zwischen den beiden Werkstätten nicht. Nur einmal haben beide zu einem Neubauprojekt zugleich einen Kostenanschlag abgegeben.

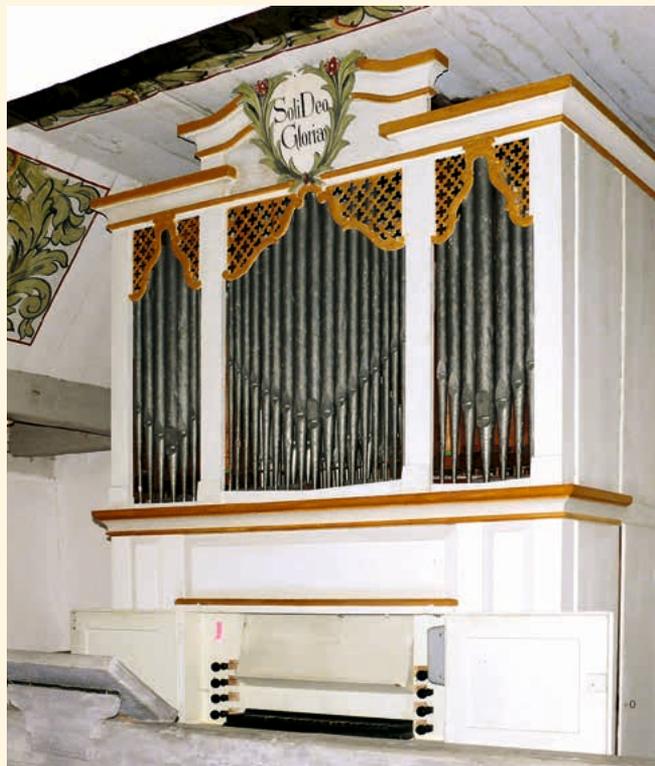
Die beiden Familien waren nicht die ersten, die in Sonnewalde Orgeln bauten. Schon 1730 kam Johann Christoph Pfennig als Organist und Orgelbauer in die Stadt. Er schuf einige Instrumente, hatte aber nach einem Stadtbrand tragischerweise kein Kircheninstrument mehr, auf dem er spielen konnte. So verließ er Sonnewalde.

Die Herkunft von Matthäus Claunigk (1708–1781) ist unbekannt. Er ist wohl um 1740 nach Sonnewalde gekommen. Sein Sohn Carl Gotthold (1761–1829) übernahm später die Werkstatt. Zeitgleich mit letzterem wurde auch Johann Christoph Schröther d. Ä. (1747–1822) wirksam, der aus einer Sonnewalder Tischlerfamilie stammte. Es ist denkbar, dass er in der Claunigk-Werkstatt ausgebildet wurde. Während das Wirken der Claunigks nach dem Tode Carl Gottholds nur kurz durch dessen Sohn Johann Wilhelm fortgesetzt wurde, führte Johann Christoph Schröther d. J. (1774–1859) die Parallelwerkstatt länger fort. Die letzte Orgel aus Sonnewalde wurde 1880 durch die dritte Orgelbauergeneration der Schröthers, nämlich durch Carl Wilhelm (1811–1885), in Babben (Elbe-Elster) erbaut und ist erhalten.

Im 18. Jahrhundert entwickelten die Sonnewalder einen Orgelstil, der besonders den Ansprüchen von Dorfkirchen gerecht wurde. Daran hielten die Nachfolger in sehr konservativer Weise fest. Dies hatte den Vorteil, dass die bewährte und funktions-sichere Bauweise als grundsätzliche Qualität erhalten blieb. Hingegen gingen die technischen Entwicklungen im Orgelbau an Sonnewalde vorbei, und man orientierte sich kaum am Wandel des Klanggeschmacks. Dies führte letztlich dazu, dass die Schröther-Werkstatt bedeutungslos wurde. Ihre Orgeln wurden vielfach umgebaut oder durch Neubauten ersetzt.

Oftmals blieb nur das Gehäuse erhalten, mit dessen Rautenschleierwerk die Schröther-Werkstatt ein Markenzeichen gesetzt hatte. Diese klassizistischen Elemente waren anfangs noch mit mehrtürmigen Prospektgestaltungen verbunden, die an barocke Architektur erinnern und vor allem in den Werken der Claunigks noch lange durch prächtiges Schnitzwerk ausgezeichnet wurden. Die späteren schlichteren Formen hat die Schröther-Familie wohl für eine vereinfachte Manufakturbauweise typisiert. Fast jährlich entstand eine neue Orgel. Insgesamt waren es am Ende 98 bis heute bekannte Instrumente, die die Sonnewalder Werkstätten verließen.

Klanglich transportieren die Sonnewalder Orgeln viele Vorstellungen des Barock bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein. Die kleinen Orgeln haben bisweilen eine Teilung in Bass und Diskant, sodass auf einem Manual mit zwei Klangfarben gespielt werden kann. Dazu gehören dann etwa das „Cornet“ im Diskant für die Verstärkung der Höhe und die „Mixtur im Bass“ als Aufhellung der Tiefe. Charakteristisch sind auch Register mit Holzpfeifen, die als



Die Schröther-Orgel in Prießen, 1850, mit original erhaltenen Prospektpfeifen

„Flauto traverso“ dem namengebenden Instrument sehr nahekommen, oder in fast identischer Bauweise einen schmiegsamen Klang als „Viola da Gamba“ hervorbringen. Für eine klare Basslinie erscheint in manchen Orgeln im Pedal nur ein hölzerner „Violon 8“ und auf die ansonsten typische 16“-Lage wird verzichtet. Selten taucht eine „Posaune 8“ auf. Vor kurzem wurde eine solche Zungenstimme in Groß Mehßow (Oberspreewald-Lausitz) rekonstruiert, sodass die Klangidee wieder erlebt werden kann. Diese Merkmale erlauben im ökonomisch begrenzten Rahmen eine ideenreiche Vielzahl von Klangkombinationen. Nur in Golßen und Dahme bekam Johann Christoph Schröther d. Ä. die Möglichkeit, seine Kunst auch an zweimanualigen Instrumenten zu zeigen, von denen aber ebenfalls nur die Gehäuse erhalten sind.

In den Sonnewalder Heimatblättern wurde in den letzten Jahren das Wirken der Familien Claunigk und Schröther dokumentiert. Biografische Angaben trugen Konrad Ziegler und Christhard Kirchner zusammen (Konrad Ziegler: Die Sonnewalder Orgelbauer – 1. Familie Schröther. In: Sonnewalder Heimatblätter (SH) 4/2004, S. 40–48; Christhard Kirchner: 2. Familie Claunigk. In: SH 16/2016, S. 82–90). Ein Werkverzeichnis mit Angabe der Dispositionen sowie einer Fotosammlung wurde 2017–2020 veröffentlicht (Albrecht und Rudolf Bönisch: Werkverzeichnis der Sonnewalder Orgelbauerfamilie Claunigk. In: SH 17/2017, S. 44–95; Albrecht Bönisch: Werkverzeichnis des Sonnewalder Orgelbauers Johann Christoph Schröther d. Ä. In: SH 18/2018, S. 88–122; Ders.: Werkverzeichnis des Sonnewalder Orgelbauers Johann Christoph Schröther d. J. und seiner Söhne (Teil 1). In: SH 19/2019, S. 120–175; (Teil 2) in: SH 18/2018, S. 72–119). —

Wir müssen professioneller werden

Ein Gespräch mit Frank Röger

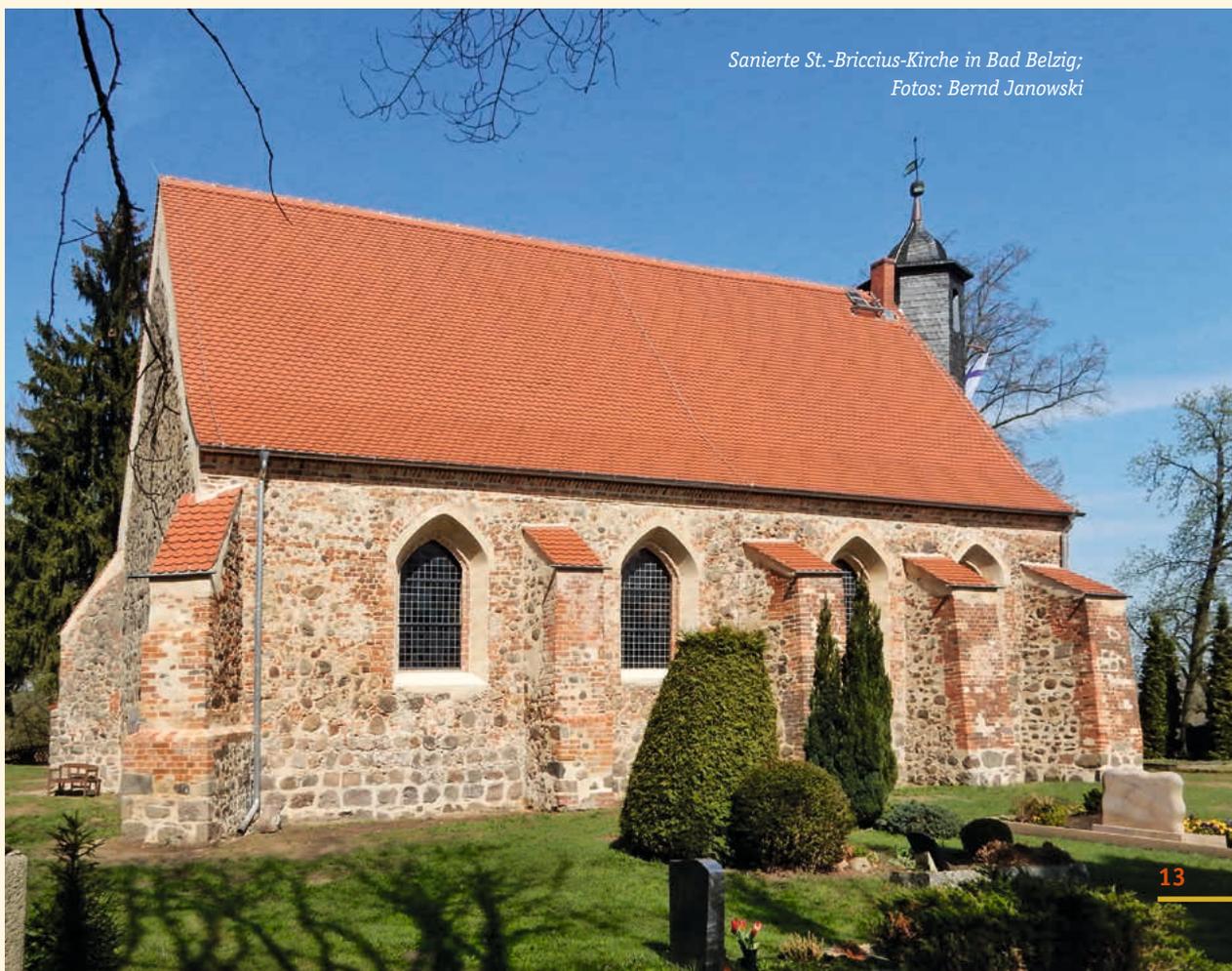
Mit Frank Röger, dem Leiter des Kirchlichen Bauamtes der EKBO, sprachen Bernd Janowski und Konrad Mrusek.

Solch ein beruflicher Wechsel ist selten: Wer verlässt schon freiwillig ein Milliarden-Projekt, um eine viel bescheidenere Aufgabe zu übernehmen, zu der auch die Sorge um Dorfkirchen zählt. Frank Röger hat solch einen Schritt gemacht. Elf Jahre lang betreute der Diplom-Ingenieur und Architekt als Projektleiter den Um- und Ausbau des weltberühmten Pergamonmuseums in Berlin, seit einem Jahr leitet er nun das Bauamt der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz (EKBO). „Es waren rein private Gründe“, erläutert Röger den Wechsel. „Im Alter von 55 Jahren fragt man sich, ob man noch weitere zehn Jahre solch ein Riesen-Projekt stemmt oder etwas Neues beginnt, in dem vielleicht ein paar neue Ideen zu verwirklichen sind.“ Da er sich immer gerne mit Kultur- und Kirchenbauten beschäftigte, habe ihn die Stelle gereizt. Dabei war ihm durchaus bewusst, dass das Kirchliche Bauamt in den letzten Jahren arg geschrumpft wurde. Bis zur Mitte der neunziger Jahre kümmerten sich 47 Beschäftigte um die fast 2000 Kirchen sowie

um die profanen Gebäude und Friedhöfe der Landeskirche, nun sind es bloß noch elf. Für die eigentliche Bau-Betreuung in den 24 Kirchenkreisen hat Röger nur noch vier Baubetreuerinnen.

Schon nach wenigen Monaten im Amt war dem Chef daher klar, dass mit derart wenig Personal die Strukturen verändert werden müssen. Das gelte intern wie extern, sagt Röger. „Bauen ist ein komplizierter Prozess, der die entsprechenden Strukturen verlangt.“ Es müsse sowohl die Struktur der Verantwortlichkeiten stimmen, als auch jene der Aufsicht über das Bauen. Denn die Aufgaben seien ja höchst unterschiedlich, je nach Typus des Gebäudes und je nach der Zeit der Errichtung – vom Mittelalter bis zur Moderne. Wie kann also das Bauamt mit bloß noch vier Betreuerinnen all die vielen Projekte effizient begleiten und betreuen? „Wir müssen dies optimieren“, sagt Röger. Es sei falsch, dass Aufsicht und Genehmigung des Bauamtes erst einsetzen, wenn alle Pläne und Genehmigungen schon vorliegen: „Je früher man eingreift, umso besser kann man steuern.“

*Sanierte St.-Briccius-Kirche in Bad Belzig;
Fotos: Bernd Janowski*





Konzert der Uckermärkischen Musikwochen in der Dorfkirche Stegelitz

Seine Idee ist daher, dass er einmal im Jahr sämtliche Kirchenkreise besucht, um von den jeweiligen Baubetreuern vor Ort ihre Prioritäten für die nächsten drei Jahre zu erfragen. Dabei wird über die Bedarfe, die Finanzierung und mögliche Fördermittel gesprochen und fachlicher Rat offeriert.

Für Röger ist es besonders dringlich, diese Prioritäten zu definieren, weil Kirchensteuern und Fördergelder demnächst wohl knapper werden. „Die Kirche muss daher sagen, welche Gebäude ihr wichtig sind“. Im Jahre 2019, so Röger, habe die gesamte EKBO über 100 Millionen Euro in ihre Gebäude investieren können. Davon seien ca. 75 Prozent der Finanzierung über Fördermittel aus externen Töpfen erfolgt; für den Rest sorgten die Kirchengemeinden, die Kirchenkreise und die Landeskirche. „Wir werden in den kommenden Jahren Probleme bekommen, wenn wir in der Bau-Betreuung nicht professioneller werden.“

Jeder Kirchenkreis bzw. das hierfür zuständige Kirchliche Verwaltungsamt sollte nach seiner Ansicht mindestens einen angestellten Bau-Betreuer haben. Derzeit trifft dies auf etwas mehr als die Hälfte der 24 Kreise zu. Die kirchenaufsichtliche Genehmigung bleibt gleichwohl weiterhin beim Kirchlichen Bauamt.

Denn es könne vielfach bei Projekten etwas schief laufen, wenn etwa Auflagen des Denkmalschutzes übersehen werden – dies gelte selbst für vermeintlich banale Baumaßnahmen wie z. B. Erdarbeiten auf einem Friedhof. Nach Ansicht von Röger ist die Situation in der EKBO ungewöhnlich, weil die Verantwortung für die Gebäude unten, also bei den Kirchengemeinden angesiedelt ist. Beim Staat oder bei großen Unternehmen sei es anders, hier sei die Verantwortung für den Immobilienbestand zentral angesiedelt. Diese Besonderheit muss berücksichtigt werden; sie erfordert einen besonderen Betreuungs- und Abstimmungsbedarf, um die geringen finanziellen Mittel bestmöglich einzusetzen.

Ein wesentlicher Punkt ist auch die Sicherstellung der Vor-Ort-Betreuung durch beim Kirchenkreis angestellte Baubetreuer. Die Kirchengemeinden benötigen die fachliche Beratung, denn ohne diese können Bauvorhaben nicht professionell betreut und der Zustand der vorhandenen Gebäude nicht verantwortungsvoll begutachtet werden. Die Baubetreuer müssen regelmäßig, am besten zwei Mal im Jahr, z. B. die Dorfkirchen auf mögliche Schäden prüfen und dabei vor allem die Dächer begutachten. Frank Röger verweist auf ein Pilotprojekt im Kirchenkreis Zossen-Fläming, wo versucht wird, mit finanzieller Unterstützung des Landes Brandenburg den Bauzustand der Dorfkirchen regelmäßig und professionell zu überprüfen, um größere Schäden im Vorfeld zu vermeiden. Röger plant eine ähnliche Bestandsaufnahme in anderen Kirchenkreisen. Zudem will er im Herbst 2021 ein Dorfkirchen-Kolloquium veranstalten, und zwar nicht in Berlin oder Potsdam, sondern möglichst vor Ort, am liebsten bei jenen, die Visionen haben oder über gute Beispiele berichten können. „Wir wollen nicht von oben etwas bestimmen, sondern die Akteure vor Ort unterstützen.“

Das Tableau der Teilnehmer beim Kolloquium sollte nach Ansicht von Röger möglichst breit sein, bis hin zur Politik. Denn über den Evangelischen Staats-



kirchenvertrag mit dem Land Brandenburg kommen jährlich rund 1,5 Millionen Euro dem Erhalt des kulturellen Erbes zugute, das sich unter anderem in den denkmalgeschützten Kirchengebäuden manifestiert. „Die Landesregierung hat im Koalitionsvertrag vereinbart, dass der Kirchenvertrag in dieser Legislaturperiode angepasst werden soll. Wir würden es sehr begrüßen, wenn die jährlich zur Verfügung stehende Summe erhöht wird. Denn jeder weiß, dass ein vor 25 Jahren festgelegter Betrag angepasst werden muss, wenn man etwas erreichen will. Tarifsteigerungen, Inflation und die nach oben gehenden Baukosten machen das einfach nötig.“

Was soll mit den kaum noch oder gar nicht mehr genutzten Kirchen geschehen? Das will Röger zum Hauptthema des Kolloquiums machen. Eines sei doch offensichtlich: „Jetzt können wir noch agieren, andere mit ins Boot nehmen. Doch wenn wir nichts tun, stehen wir in zehn Jahren mit dem Rücken zur Wand.“ Für ihn gibt es bei Dorfkirchen drei Aspekte: Der christliche Glaube am Ort, der Schutz des Denkmals und die identitätsstiftende Wirkung der Kirche für den Ort und seine Bewohner. Denn ein Kirchturm, den man schon von weitem sehe, symbolisiere Heimat selbst für Atheisten. „Letztlich ist das eine gesamtgesellschaftliche Verantwortung, denn die Baulast für die Dorfkirchen kann die Institution Kirche auf Dauer nicht schultern.“ Andere Akteure, auch das Land, müssten die Last mittragen. Schließlich stecke das meiste Kunst- und Kulturgut Brandenburgs nicht etwa in Museen, sondern in den rund 1400 Dorfkirchen.

Wenn man in die Zukunft blicke, so Röger, gebe es einen Hoffnungsschimmer, weil mit dem Trend zum „home office“ immer mehr Menschen aufs Land zögen. In Bad Wilsnack, fügt er hinzu, könnten Einheimische schon jetzt kaum mehr Baugrundstücke zu einem bezahlbaren Preis finden. In anderen ländlichen Regionen sei es ähnlich. „Vielleicht kann durch diesen Wandel das dörfliche Leben erneuert und das kulturelle Erbe mehr genutzt und gepflegt werden.“

Sollte die Kirche Eigentümer der Gotteshäuser bleiben, wenn andere die Baulast übernehmen?

Könnte sie es zum Beispiel hinnehmen, dass in einem per Nutzungsvertrag überlassenen Gotteshaus eine das Christentum leugnende Politik propagiert würde? Für Röger ist dies eine Frage, die an das Selbstverständnis der Kirche rührt: „Man kann diese Verantwortung nicht so einfach abgeben. Es muss auf jeden Fall weitere Kooperationen geben, ob es nun ein Nutzungsvertrag oder ein Erbbaurecht ist.“ Darin müsse festgelegt werden, was im Gebäude an Veranstaltungen sinnvoll und erlaubt sei. In bisherigen Vereinbarungen mit Kommunen hätten diese zum Teil die Baulast übernommen, das Eigentum sei aber bei der Kirche geblieben. Für die Nutzung gebe es jeweils die Pflicht zur Absprache mit der Kirchengemeinde. Mögliche Modelle dafür sind die Stadtkirchen in Frankfurt (Oder), Müncheberg oder Beelitz, wo die Kirche im Rahmen der Landesgartenschau 2022 genutzt wird.

Könnte man ungenutzte Kirchen auch in eine Art Wartestand versetzen? Für Röger wäre das eine denkbare Variante, wenn keine andere Option mehr greift. „Es besteht dann allerdings auch das Erfordernis, mindestens jedes halbe Jahr oder nach einem Sturm zu schauen, ob zum Beispiel das Dach noch dicht ist.“ Voraussetzung dafür sei aber, dass es ähnlich wie in der Uckermark dazu auch eine Bestandsaufnahme von jeder Dorfkirche mit den jeweiligen Spezifika gibt; hier gelten bereits jetzt etwa zehn Prozent der 180 Kirchen als nicht oder kaum noch genutzt.

Sollte man notfalls Kirchen verkaufen? „Ich kann mir nicht vorstellen, dass in einem größeren Umfang künftig Kirchen veräußert werden. Man kann sie nicht abgeben wie einen Gebrauchsgegenstand, Gotteshäuser darf man nicht nach rein finanziellen Kriterien beurteilen.“ Bei der Frage nach der künftigen Nutzung oder der Baulast-Übertragung wirbt Röger dafür, sich keine Denkverbote aufzuerlegen, sondern auch mal über den Tellerrand zu blicken. Dazu zählen insbesondere die anderen Gliedkirchen der EKD aber auch europäische Lösungen, wie z. B. das britische Trust-Modell, bei dem Kirchen in eine Stiftung übergehen. —

Privatisierte Dorfkirche in Tornow (Oberhavel)



*Kath. Kirche St. Laurentius mit angeschlossenem Pfarrhaus;
Foto: Bernd Janowski*



BERND JANOWSKI

„Ich bin nicht Priester geworden, um Kirchen zu schließen.“

Katholische Kirchen in der brandenburgischen Diaspora

Bernd Janowski ist Geschäftsführer des Förderkreises Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e. V.

Während der Kämpfe am Ende des Zweiten Weltkrieges brannte die St. Marienkirche in Wriezen (Märkisch-Oderland) vollständig aus. Jahrzehntlang bestimmte die am Marktplatz gelegene mächtige Ruine das Bild der Stadt, bevor in den neunziger Jahren mit Instandsetzungsmaßnahmen begonnen wurde. In diesem Jahr soll die Rekonstruktion des steilen Satteldaches abgeschlossen und die Außenhülle fertig saniert werden.

Wenn der Besucher die Wriezener Altstadt in südwestlicher Richtung verlässt, steht er völlig unerwartet vor einem weiteren monumentalen Kirchengebäude. Die katholische Kirche St. Laurentius wurde 1912/13 nach Plänen des Darmstädter Architekten Theodor Sohms auf dem Gelände des ehemaligen „Großen Exerzierplatzes“ errichtet. Selbstbewusst reckt sich die mächtige Turmfront zur Straße hin. In nördlicher Richtung führt ein Verbindungsgang zum angebauten Pfarrhaus. Stilistisch ist das Bauensemble eine Mischung aus Romanik und Gotik mit





Kath. Kirche St. Laurentius Wriezen, Gewölbemalerei in der Taufkapelle; Foto: Bernd Janowski

dem zeitgenössischen Jugend- und Heimatstil. Eine katholische Gemeinde gab es in Wriezen bereits seit 1846, damals zumeist aus polnischen und schlesischen Saisonarbeitern bestehend. Ursprünglich nutzte die Gemeinde die kleine mittelalterliche Kirche St. Lorenz. Als dort die Plätze nicht mehr ausreichten, wurde der Neubau geplant. Das Patrozinium übernahm man; die alte Kirche wurde 1919 abgebrochen. Einen zeitweiligen Aufschwung erlebte die katholische Kirchengemeinde Wriezens noch einmal durch den Zuzug zahlreicher Flüchtlinge nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges. Heute jedoch ist „der katholische Dom des Oderbruchs“, wie Pfarrer Bernhard Kohnke das Gotteshaus ironisch benennt, für die kleine Schar der verbliebenen Gläubigen schlicht

zu groß, der Unterhalt langfristig nicht mehr aufzubringen. Auch wenn das benachbarte Evangelische Johanniter-Gymnasium die Kirche zu Gottesdiensten und Zeugnisausgaben nutzt, ist der finanzielle Aufwand nicht zu rechtfertigen. Zu den 14-tägig stattfindenden Gottesdiensten kommen im Schnitt 10 bis 15 Besucher. Der letzte Pfarrer im Ort war hier bis 2011 tätig. Und so legte die Leitung des Erzbistums Berlin dem Kirchenvorstand den Verkauf für einen symbolischen Euro nahe. Pfarrer Kohnkes Reaktion spiegelt auch die Meinung der Pfarrgemeinde wider: „Ich bin nicht Priester geworden, um Kirchen zu schließen, sondern um die Gegenwart Gottes zu verkünden.“ Eine Lösung hat er jedoch auch nicht parat.

Die katholische Kirche im Erzbistum Berlin befindet sich derzeit in einem gewaltigen Reformprozess. Die erst 1930 gegründete Diözese umfasst Berlin, den zentralen und nördlichen Teil Brandenburgs, Vorpommern und die Stadt Havelberg in Sachsen-Anhalt. In der ohnehin nur dünn besiedelten brandenburgischen Region gehören nur noch knapp drei Prozent der Bevölkerung der katholischen Kirche an. Derzeit sind auf dem Gebiet Brandenburgs (wobei es Überschneidungen mit Berliner Randgemeinden gibt) 36 aktive Priester für 84 Gottesdienststandorte zuständig, wobei diese Zahl Kapellen in Krankenhäusern und Altersheimen sowie evangelische Kirchen, in denen die Katholiken Gottesdienste feiern dürfen, mit einschließt.

Unter dem Motto „Wo Glauben Raum gewinnt“ wurde vor einigen Jahren ein pastoraler Prozess angestoßen, der zu einer radikalen Reduzierung der Pfarreien führen soll. Im Jahr 2017 schlossen sich

Kath. Kirche St. Laurentius Wriezen, Innenraum; Foto: Bernhard Kohnke





*Rosenkranzkapelle in Friesack um 1925;
Foto deo iuvante e. V.*

105 Pfarreien zu 35 sogenannten Pastoralen Räumen zusammen, aus denen nach einer „Entwicklungsphase“ dann die neuen Pfarreien werden sollen. Für Wriezen ist dieser Prozess bereits abgeschlossen. St. Laurentius gehört seit dem 1. Januar 2021 zur katholischen Pfarrei Heiliger Christophorus Barnim, die Teile des Berliner Bezirks Pankow (Berlin-Buch und

Buchholz), den Landkreis Barnim und weite Strecken des Landkreises Märkisch-Oderland umfasst. Für etwa 8.500 katholische Gläubige an elf Gottesdienststandorten stehen drei Priester, ein Diakon und ein Kirchenmusiker zur Verfügung – auf einer Fläche von 2.196 Quadratkilometern.

Im Gespräch mit Stefan Förner, dem Pressesprecher des Erzbistums Berlin, will dieser für die Zukunft der katholischen Gotteshäuser im ländlichen Bereich Brandenburg keine Garantie übernehmen. Das kirchliche Leben werde sich zukünftig vermutlich auf die mittleren bis größeren Städte konzentrieren. Priestermangel, fehlende Finanzen und Rückgang der Gemeindemitglieder führten dazu, dass immer wieder die Frage gestellt wird: Was können wir uns an Immobilien noch leisten? Große Chancen, so Förner, lägen in einem weiteren Ausbau der vielerorts bereits gut funktionierenden ökumenischen Zusammenarbeit mit den evangelischen Gemeinden. Die Zahl der entwidmeten und aufgegebenen katholischen Kirchen in Brandenburg ist überschaubar; sie umfasst zum größten Teil einfache Notbauten, die nach dem Zweiten Weltkrieg in kleineren Orten entstanden. In Berlin jedoch sieht das schon ein wenig anders aus. Den 2005 erfolgten Abriss von St.



Raphael in Berlin-Gatow, an dessen Stelle sich heute ein Supermarkt befindet, hält Stefan Förner im Nachhinein für falsch. Den Umbau von St. Agnes zu einer Kunstgalerie jedoch sieht er als gelungenes Beispiel einer Nutzungsänderung an. Weitere Kirchengebäude wurden an andere christliche Gemeinschaften abgegeben, was sicherlich die beste Lösung darstellt. Zu St. Laurentius in Wriezen befragt, sagt Stefan Förner, dass eine Entscheidung über die Zukunft der Kirche bei der Pfarrei liege. Man werde diese bei ihren Entscheidungen nicht alleinlassen. Geld für Sanierungsarbeiten und den laufenden Unterhalt kann das Erzbistum jedoch nicht aufbringen.

Ein weiterer Blick in die katholische Diaspora: 2010 wurde die Rosenkranzkapelle im havelländischen Friesack aufgrund einer administrativen Entscheidung des Erzbischöflichen Ordinariats nach einer Gemeindefusion entwidmet. Der Abriss war bereits geplant. Die Kapelle war 1878 – mitten im Bismarckschen Kulturkampf gegen die katholische Kirche – errichtet worden. Da die Genehmigung für einen Kirchenbau damals nicht zu bekommen war, baute der katholische Laie Alfred Bode ein Fotoatelier, das er anschließend der bereits 1853 gegründeten Gemeinde als Gottesdienststätte zur Verfügung stellte. Von 1927 bis 1935 wirkte hier Pfarrer Albert Willimsky, ein entschiedener Gegner des Nationalsozialismus, der die Gemeinde wegen seiner Gesinnung verlassen musste und 1940 als erster katholischer Priester des Bistums Berlin im KZ Sachsenhausen ums Leben kam.

Gegen den geplanten Abriss der Rosenkranzkapelle regte sich in der Gemeinde Widerstand. Es gab berechtigte Bedenken, dass die Gemeinde und das Erzbischöfliche Ordinariat den Standort Friesack ganz „abkoppeln“ wollten. Zwölf Personen gründeten 2010 den Verein deo iuvante e. V. als „Katholischen und Kirchbauverein im Ländchen Friesack“. Deo iuvante – Mit Gottes Hilfe. Aber Gott allein wollten die Vereinsmitglieder das Schicksal der Rosenkranzkapelle dann doch nicht überlassen. Anfang 2014 kaufte der Verein die Kapelle für einen symbolischen Vatikan-Euro, wie Matthias Rheder, Vorsitzender von deo iuvante, berichtet. Für ihn war klar, „dass wir an das Bauen im franziskanischen Sinne herangehen müssen: Baue meine Kirche wieder auf!“

Gottesdienste finden seit der Entwidmung der Friesacker Rosenkranzkapelle im Gemeindesaal des katholischen Pfarrhauses am anderen Ende des Städtchens statt. Eine 2014 erarbeitete Projektskizze sieht für die Kapelle eine touristische und kulturelle Nutzung vor. Zudem könnten hier Kinder-Religions-Tage, Feste und andere Zusammenkünfte stattfinden. In diesem Jahr soll hier eine umfassende Ausstellung zum Wirken von Pfarrer Albert Willimsky während der Nazidiktatur eröffnet werden. Eine umfassende Sanierung des Gebäudes steht noch aus; Förderanträge hatten bisher keinen Erfolg; lediglich kleinere Reparaturen konnte der Verein in Angriff nehmen. Für Matthias Rheder ist die Rosenkranzkapelle nach ihrer Profanierung keine Kirche mehr. „Zumindest derzeit nicht“, fügt er hinzu und lässt die Zukunft offen. —

Rosenkranzkapelle in Friesack; Foto: Matthias Rehder

Uckermärkische Musikwochen



7. August bis 29. August 2021

Ein Festival der Alten Musik mit Ausflügen zur Musik ferner Länder; 23 Konzerte in Kirchen, Schulen, Ställen, Scheunen und Open Air

Auswahl der Konzerte in Kirchen

Sonntag, 8. August, 17.30 Uhr

Criewen bei Schwedt, Dorfkirche im Lennépark

Klavier zu vier Händen

Marek Toporowski & Irmina Obońska, Hammerflügel

Sonaten von W.A. Mozart, M. Clementi, J. Elsner, M.K. Oginiski u.a.

Samstag, 14. August, 16 Uhr

Polßen bei Gramzow, Rotes Haus

in temporibus – In den Zeiten

Ensemble astrophil & stella

Musik über Zeit, Vergänglichkeit, Tages- und Lebensrhythmen

Samstag, 14. August, 16 Uhr

Flieth bei Gerswalde, Kirchenruine

Renaissancemusik Open Air

Capella de la Torre, Leitung: Katharina Bäuml

Sonntag, 15. August, 16 Uhr

Altkünkendorf bei Angermünde, Dorfkirche

Gold, Weihrauch und Myrrhe

Open Chamber Orchestra

Dialoge zwischen Orient und Okzident

Sonntag, 15. August, 16 Uhr

Berkholz bei Schwedt, Dorfkirche

Tweedle-dum and Tweedle-dee

Gesangsstudenten und Studentinnen der HfM „Hanns Eisler“

Leitung: Robert Nassmacher

Bononcini und Händel: die Protagonisten des Londoner Opernstreits

Samstag, 21. August, 20 Uhr

Maria-Magdalenen-Kirche Templin

Orgel und Birbyné

Marek Toporowski, Orgel; Dariusz Kliśys, Birbyné

Sonntag, 22. August, 16 Uhr

Fergitz am Oberuckersee, Dorfkirche

Clara Schumann und ihre Welt

Ivana Bilej Broukova, Sopran & Rezitation; Klaviertrio

Sonntag, 22. August, 16 Uhr

Malchow bei Prenzlau, Kirche im Labyrinthpark

Age of Passion

Art d'Echo; Lothar Hensel, Bandoneon; Leitung: Juliane Laake

Samstag, 28. August, 15 Uhr

Herzfelde bei Templin, Dorfkirche

Michael Praetorius

Staats- und Domchor Berlin, Ensemble Bassonore

Leitung: Kai Uwe Jirka

Sonntag, 29. August, 16 Uhr

Mürow bei Angermünde, Dorfkirche

Romantische Streichquartette von Komponistinnen

fiorentina-Quartett

Sonntag, 29. August, 18 Uhr

Prenzlau, Nikolaikirche

Johannes Brahms: Deutsches Requiem

Vokalensemble sequere vocem, Preußisches Kammerorchester

Kathleen Danke, Sopran; Steven Klose, Bass

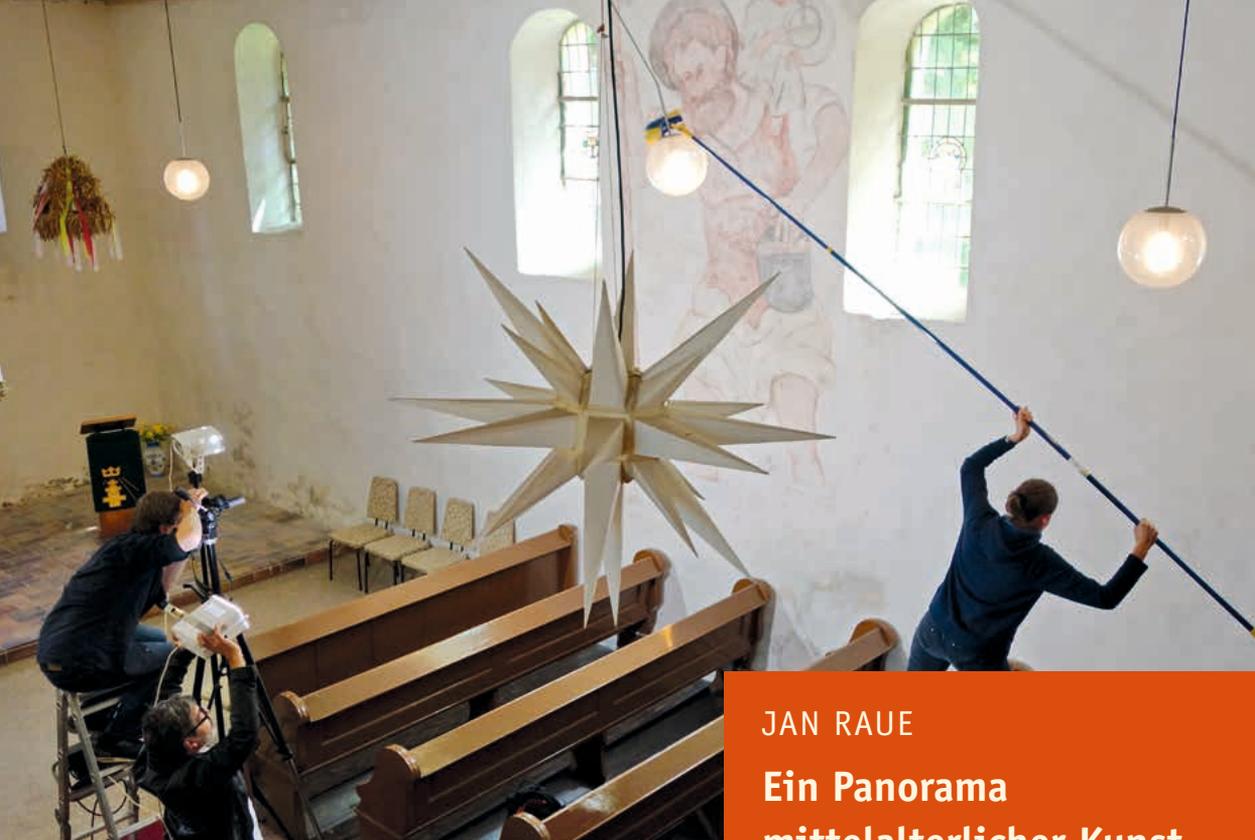
Leitung: Matthias Mehnert

Informationen und Kartenverkauf

Uckermärkische Musikwochen e.V.

T: 0331-9793301 – E: info@uckermaerkische-musikwochen.de

www.uckermaerkische-musikwochen.de



Das Team des Forschungsprojektes in der Dorfkirche Trebenow bei der Aufnahme der Wandmalerei, die den Heiligen Christophorus zeigt; Fotos: Jan Raue

JAN RAUE

Ein Panorama mittelalterlicher Kunst Wandmalereien im Nordosten Brandenburgs

Prof. Dr. Jan Raue ist Präsident des Verbandes der Restauratoren (VDR). Er unterrichtet Konservierung und Restaurierung/Wandmalerei an der Fachhochschule Potsdam.



Dorfkirche Lübbenow, Detail der Ausmalung um 1515, Apostel Petrus, weitgehend unüberarbeitet erhaltener Zustand

In der Schriftenreihe „Forschungen und Beiträge zur Denkmalpflege“ des Brandenburgischen Landesamts für Denkmalpflege und Archäologischen Landesmuseums (BLDAM) erscheint im 1. Halbjahr 2021 die Publikation „Mittelalterliche Wandmalerei in Brandenburg, Band 2: Der Nordosten – Uckermark, Barnim, Oderland“. Das Pilotprojekt zur Niederlausitz (Band 1, erschienen 2010) erweitert sich somit nun wie geplant zu einer Reihe mit dem Ziel der katalogischen Erfassung des mittelalterlichen Wandmalereibestandes im Land Brandenburg, der dabei auch in seinen landes-, bau- und restaurierungsgeschichtlichen, kunsthistorischen und -technologischen Zusammenhängen besser erforscht werden soll.

Beim Untersuchungsgebiet des aktuellen Bandes, des märkischen „Nordostens“, handelt es sich nicht um eine in sich geschlossene Kunstlandschaft, wie sie etwa die Niederlausitz darstellt(e). Die Logik der schrittweisen Erfassung der mittelalterlichen Wandmalereien zwingt aber dazu, bestimmte Regionen zusammenzubinden und dabei so systematisch, wie es möglich ist, vorzugehen. Im Gesamtprojekt ergibt sich daraus eine „Wanderung durch die Mark Bran-

denburg“, die gegen den Uhrzeigersinn läuft (und vermutlich, nach den Erfahrungen bis zu dieser zweiten Station, noch eine ganze Reihe von Jahren andauern wird). Daraus ergibt sich, dass die nördlich und östlich an die Lausitz anschließenden Gebiete bis zur mecklenburgischen Landesgrenze – das Oderland oder auch das Land Lebus, der Barnim und die Uckermark – den Rahmen der Forschungen im nun vorliegenden zweiten Band bilden.

Bei der Bearbeitung konnte sich das BLDAM als Träger des Projekts wieder auf ein Team von Expertinnen und Experten verlassen, angesiedelt u. a. an den beiden Potsdamer Hochschulen, maßgeblich aber am BLDAM sowie auch in der freien Wirtschaft. Die Finanzierung für diesen 2013/14 begonnenen und nun vollendeten zweiten Projektabschnitt gelang mithilfe der Deutschen Bundesstiftung Umwelt (DBU), der dafür großer Dank gebührt. Als einzige der Autorinnen soll hier stellvertretend Mechthild Noll-Minor, leitende Amtsrestauratorin beim BLDAM, genannt werden, bei der über Jahre alle redaktionellen Fäden zusammenliefen.

Die Partnerschaft mit der DBU hatte auch zur Folge, dass im konkreten Fall ein besonderer, restauratorisch-naturwissenschaftlicher Schwerpunkt zum Katalog hinzukam, der im sogenannten Monitoring besteht. In der Denkmalpflege versteht man darunter eine turnusmäßige Zustandskontrolle der anvertrauten Kunstwerke auf der Basis einer objektivierten Bestandserfassung anhand repräsentativer Ausschnitte. Verändert sich z. B. eine Wandmalerei umweltbedingt, etwa durch das Auftreten von Salzausblühungen, durch das als Pigmentumwandlung bezeichnete Verändern der Farbwerte oder durch Verluste an Substanz, so ist das als Signal zum konservatorischen Eingreifen zu verstehen – nur ist diese vermutlich konsensfähige Einsicht nicht viel wert, solange die Schäden nicht erkannt und verifiziert werden (können)! Die Grundlagen dafür zu liefern, ist neben der Bestandserfassung die ganz praktische Seite des im Buch präsentierten denkmalpflegerischen Projekts. Eine eigene Tagung zum Monitoring von Wandmalereien im Jahr 2017, verbunden mit der Veröffentlichung in einem Arbeitsheft des BLDAM (Nr. 47/2017), haben hier bereits zu Publizität und fachlichem Austausch beigetragen.

Zur Bearbeitung gehörten viele, teils lange Fahrten über Land – unvergesslich, wenn in Dorfkirchen an dämmerigen Spätherbsttagen beim Einschalten der Arbeitsleuchten plötzlich farbige Malereien aufstrahlten! Die meisten Kirchen sind drei- bis viermal, einige auch deutlich häufiger aufgesucht worden. Bauforscher, Restauratorinnen, Fotografen, Kunsthistorikerinnen und Naturwissenschaftler erfassten die mittelalterlichen Gebäude mit Wandmalereien nach ihren jeweiligen Fachgebieten. Fruchtbar war dabei, dass die Beteiligten nicht als Einzelkämpfer in den Stadt- und Dorfkirchen sowie in den Archiven unterwegs waren, sondern Interdisziplinarität als Austausch über die Fachrichtungsgrenzen hinweg den gesamten Prozess prägte. Keineswegs zufällig war auch die Evangelische Landeskirche Berlin-Brandenburg-Schlesische Oberlausitz (EKBO) am Projekt beteiligt, die in diesem Rahmen ihre Datenbank zur Inventarisierung „ihrer“ Kirchen voranbringen konnte. Die EKBO bot mit ihren Räumen in der Berliner



Dorfkirche Wilsickow, Detail des kleinen Gewölbes mit Wandmalerei zum Weltgericht, die früheste Wandmalerei in einer Kirche des Untersuchungsgebietes, wohl noch Mitte des 13. Jahrhunderts

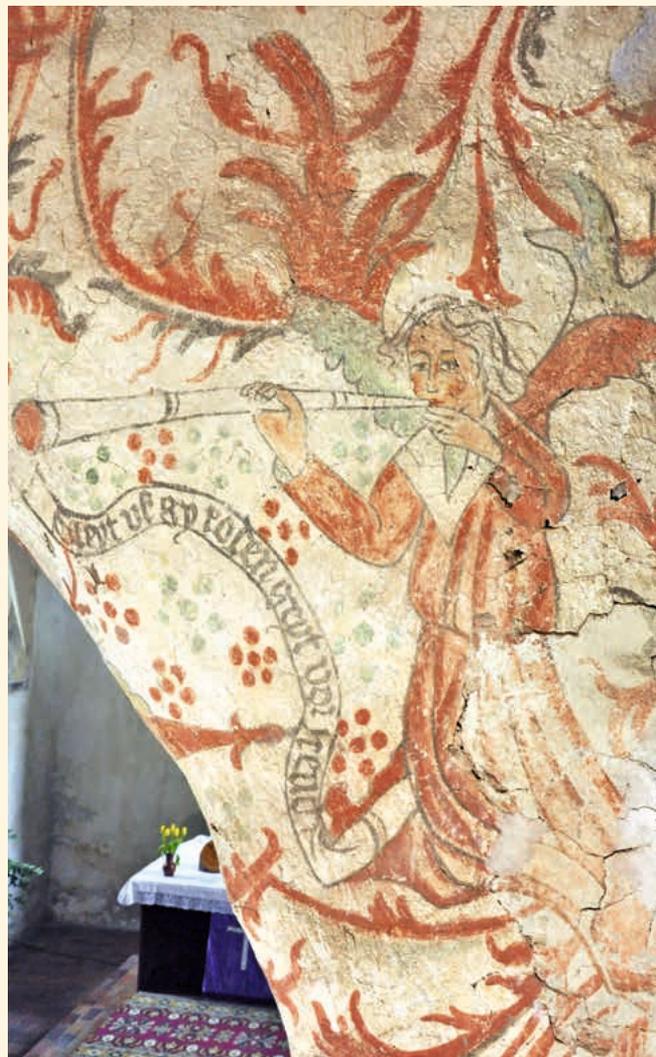
Georgenkirchstraße den „in der Fläche“ Forschenden eine zentrale Anlaufstelle und Heimstatt u. a. für Zwischenauswertungen und -besprechungen.

Von Altlandsberg bis Wilsickow sind es 47 große und kleine, allesamt „alte“ Kirchen mit Wandmalerei, die für den Katalog des „Nordostens“ erfasst worden sind. Die Katalogeinträge gliedern sich in lokal- und baugeschichtliche Angaben, stets mit einem als Baualtersplan angelegten Grundriss versehen sowie farbig bebilderten Beschreibungen der Wandbilder unter den Gesichtspunkten von Bestand, Ikonographie, kunstgeschichtlicher Einordnung, Restaurierungsgeschichte und Zustand. Im Untersuchungsgebiet ergaben neben der größten Gruppe der Feldstein-Dorfkirchen die Handvoll Stadtpfarrkirchen, allen voran Bernau und Frankfurt (Oder), und v. a. die ehemaligen Klöster – die der Franziskaner in Angermünde, Frankfurt und Prenzlau, die der Zisterzienser in Chorin sowie der Dominikaner ebenfalls in Prenzlau – reichlich Stoff für vertiefende und vergleichende Untersuchungen. Dabei sind es oft nicht oder nicht nur die Klosterkirchen, die mit Wandmalereien Aufmerksamkeit erregen, häufiger verbergen sich auch in den „halbprofan“ genutzten Räumen der Klausuren, wie den Refektorien und Kreuzgängen oder in dem berühmten sog. Choriner Fürstensaal teils noch kaum bekannte Malereien.

Der bauliche Bestand stammt, wie sich zeigte, zu einem großen Teil noch aus dem 13. Jahrhundert, dabei sind die erhaltenen bildkünstlerischen Ausstattungen jedoch zumeist jünger (sieht man von so frühen wie seltenen Beispielen wie Wilsickow ab) und setzen oft erst im späten 14., vor allem aber im 15. Jahrhundert ein. Die regionale Streuung ist auf dem Land relativ gleichmäßig, dabei eher dünn; sie verdichtet sich selten zu kleineren Zentren. Von einem solchen lässt sich zuverlässig in und nordwestlich Prenzlau sprechen, wo die Wandmalereien in Lübbenow und Milow starke Bezüge zu denen des Refektoriums im Dominikanerkloster aufweisen,



Dorfkirche Lübbenow, Wandmalerei der Anna Selbdritt, in einer Restaurierung um 1980 stark übermalt



Dorfkirche Biegen, Ausschnitt der Triumphbogenwand mit Rankenmalerei und Posaune blasendem Engel, Detail der Ausmalung des 14. Jahrhunderts

so dass dort an eine lokal aktive Werkstatt im frühen 16. Jahrhundert gedacht werden kann. Eigene künstlerische Ausprägungen haben die Unterregionen, obwohl verschiedenen Bistümern zugehörig, kaum zu entwickeln vermocht; am ehesten lässt sich ganz im Norden etwas Eigentümliches in Form kaum nachlassender pommerscher „Grundierung“ erspüren.

Dabei sind einige Denkmale den Bearbeitern besonders ans Herz gewachsen, nicht selten kleinere Dorfkirchen, deren Bestände im Zuge der aktuellen Forschungen erstmals systematisch untersucht worden sind. Hier denke ich etwa an die Dorfkirche in Polßen (Uckermark) mit ihren mystischen Putzritzungen an der Westwand des Turmes. Ein besonderer Höhepunkt war zweifellos die erstmalige umfassende Darstellung des Kreuzigungsfragments in der Maria-Magdalenen-Kirche in Eberswalde, einer böhmisch beeinflussten Wandmalerei von hohem künstlerischem Wert und voller maltechnischer Überraschungen – nachträglich nahezu unzugänglich in einem schmalen Treppenaufgang verborgen. Natürlich vermochten v. a. auch die Großen unter den nordöstlichen Kirchen mit ihren Ausmalungssystemen an Wänden und Gewölben zu begeistern: Das Wort vom „Himmlischen Jerusalem“ trifft für

den Themen-, Farben- und Ornamentenreichtum der mittelalterlichen Backstein-Stadtpfarrkirchen ohne Einschränkungen zu – fast schon kurios ist es da, dass sich eine Darstellung des „echten“ Jerusalems in der kleinen Kirche von Ihlow (Märkisch-Oderland) erhalten hat. Neben der Bernauer Namenschwester ist es besonders die Marienkirche in Frankfurt u. a. mit ihrer eindrucksvollen Malerei der Mondsichelmadonna, deren Befunde erstaunen lassen, besonders, da diese Kirche, wie viele andere märkische Schwestern in dieser Region, so schwer unter den Kriegszerstörungen gelitten hat. Machen wir uns dies bewusst, so steht der vorgestellte Bestand vermutlich nur für einen Bruchteil der einst vorhandenen mittelalterlichen Ausmalungen.

Eine andere Erkenntnis ist, dass kaum noch Malereien unverfälscht oder unüberarbeitet auf uns gekommen sind, da vom späten 19. Jahrhundert an und bis nahezu das gesamte 20. Jahrhundert hindurch Freilegungen, teils Wiederüberdeckungen und tief eingreifende Restaurierungen mit Retuschen erfolgten: Die in der Dorfkirche von Lübbenow dargestellten Apostel mit ihren schwarz übermalten Mündern sollen hierfür als Zeugen stehen. Nicht selten, wie z. B. in Biegen (Oder-Spree), erwies es sich als anspruchsvoll, den Anteil des Originalbestands von den

Übermalungen gedanklich zu trennen, um zu einer klaren zeitlichen Einordnung der Malereischichten zu kommen. Dennoch existieren auch noch einige gänzlich unverfälschte, wenn auch gealterte Wandmalereien, wie sie u. a. im Refektorium in Chorin, in der Dorfkirche von Milow (Uckermark) und anderswo freigelegt und konserviert worden sind. Neben figürlichen mittelalterlichen Malereien fanden im Projekt auch die Ornamentik und die reine Architekturfassung im Inneren und – soweit noch erhalten – am Äußeren der Kirchen einschließlich der Putzritzungen und Fugengestaltungen Beachtung. Als Träger solchen, teils sogar figürlichen Dekors sind u. a. die Dorfkirchen in Klausnagen (Uckermark), Dolgeln (Märkisch-Oderland) und Briest (Uckermark) zu nennen.

Bei einigen Wandmalereien führte die Erfassung zur Feststellung sofortigen konservatorischen Handlungsbedarfs. In mehreren Fällen konnten mithilfe der Gemeinden und der Landeskirche noch im Bearbeitungszeitraum restauratorische Sicherungen ermöglicht und beauftragt werden, hierzu zählt die erfolgreich abgeschlossene Restaurierungskampagne in Biegen. In anderen Fällen sind bisher unbekannte Wandmalereien erst während des Projekts aufgedeckt worden, so z. B. an der Chor-Ostwand der Kirche Altlandsberg (Märkisch-Oderland). Andere Dorfkirchen

müssen noch weiter ausharren, bis die im Projekt als dringend notwendig erkannte Sicherung des wertvollen Bestands erfolgen kann, wie z. B. im uckermärkischen Kuhz mit seinen anrührenden, künstlerisch wertvollen Szenen. Der Idee, in diesem Fall über den Weg einer studentischen Sommerschule mit der FH Potsdam zu Fortschritten zu kommen, würde womöglich ein kleiner privater Spendenpool eine materielle Basis geben können!

Abschließend sei auf die einführenden Artikel im Band hingewiesen, die quasi die „Summe“ der Erkenntnisse aus der Erfassung verdichten und es systematisierend anstreben, Zusammenhänge freizulegen, Einordnungen vorzunehmen und Querverweise in andere Regionen und künstlerische Traditionen herzustellen. In diesen Beiträgen wird immer wieder herausgearbeitet, in welchem Maße Kirchenbau und polychrome Gestaltungen – auch wenn diese teils jünger sind – im Mittelalter eine Einheit bildeten. Außerdem gelingt es, vielfältige Bezüge zu weiteren deutschen und europäischen Kunstlandschaften, wie dem Hof Karls IV. in Prag, aufzuzeigen sowie „Produktionsbedingungen“ der Kunst, beispielsweise im spätmittelalterlichen Stiftungswesen angelegt, auszuleuchten.

Um den Wandmalereibestand des „Märkischen Nordostens“ insgesamt auf die Landkarte der großen



Dorfkirche Kuhz, Chor teilfreigelegtes Wandmalereidetail an der Südwand

Mittelalterliche Wandmalereien in Brandenburg

Band 2: Der Nordosten – Uckermark, Barnim, Oderland



Mit Beiträgen von: Bärbel Arnold, Hans Burger, Sonia Cardenas, Maria Deiters, Ute Joksch, Peter Knüvener, Mechthild-Noll-Minor, Jan Raue, Barbara Rimpel, Frank Schlütter, Dirk Schumann, Martin Ziemann
Herausgeber: Brandenburgisches Landesamt für Denkmalpflege und Archäologisches Landesmuseum, Prof. Dr. Thomas Drachenberg
Redaktion: Mechthild Noll-Minor
Erscheinungstermin: Mai 2021
Preis: 89,- Euro

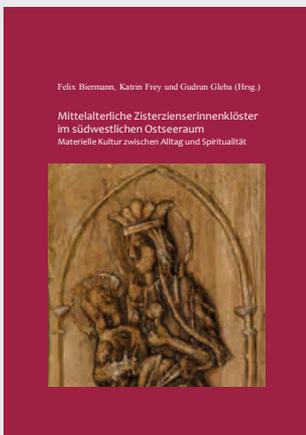
ISBN 978-3-88462-401-2

europäischen Kunstregionen zu heben, ist der Bestand zwar zu fragmentarisch, waren seit Jahrhunderten auftretende Kriegszerstörungen zu verheerend und Überarbeitungen zu zahlreich. Dennoch kann kein Zweifel bestehen, dass uns ein überraschend reicher, in Teilen einzigartiger Wandmalereibestand von hohem originalem Aussagewert überliefert ist, der um einige wichtige Neuentdeckungen bereichert werden konnte. Dies erkannt und heraus-

gearbeitet zu haben, ist ein Verdienst des Projekts, dessen Fokus, und auch das gilt es noch einmal zu betonen, auf die Erhaltung der nun katalogisierten Wandmalereien gerichtet ist. Es ist wahrlich ein Vergnügen und gelegentlich ein kleines Abenteuer, die kleinen und großen Edelsteine des mittelalterlichen Kunsterbes im märkischen Nordosten zu entdecken, und dieser Band möchte seine Leserinnen und Leser dazu einladen. —

Anzeige

Mittelalterliche Frauenklöster im Fokus



Der Band legt die Beiträge einer Fachtagung von 2019 im Dominikanerkloster Prenzlau vor, in deren Fokus die Sachkultur mittelalterlicher Zisterzienserinnenklöster im Südwesten der Ostsee stand. Archäologische, kunstgeschichtliche und historische Aufsätze entwerfen ein facettenreiches Bild weiblichen klösterlichen Lebens im Mittelalter.

Felix Biermann, Katrin Frey, Gudrun Gleba (Hrsg.)
Mittelalterliche Zisterzienserinnenklöster im südwestlichen Ostseeraum. Materielles Gut zwischen Alltag und Spiritualität

Arbeitsberichte zur Bodendenkmalpflege des Landes Brandenburg 35, hrsg. durch das Brandenburgische Landesamt für Denkmalpflege und Archäologisches Landesmuseum (BLDAM), 291 Seiten, 268 Abbildungen, Hardcover, Bestellung über das BLDAM und den Buchhandel, ISBN 978-3-910011-98-4, Preis 32,80 €



Narr auf der Rückseite
des Stendaler Rolands;
Foto: Radovan Boček



PETER KNÜVENER

Kirchen voller Narren

Mittelalterliche Darstellungen geben bis heute Rätsel auf

Dr. Peter Knüvener ist Direktor der Städtischen Museen Zittau.
Er promovierte zur mittelalterlichen Kunst in der Mark Brandenburg.

Wer mit offenen Augen durch mittelalterliche Kirchen geht, stößt immer wieder auf Darstellungen von Narren. Es sind Menschen mit einer Narrenkappe, also einer Kopfbedeckung, die durch ihre langen Eselsohren auffällt und geradezu ein närrisches Erkennungszeichen ist.

Warum ist das so? mag man sich fragen. Man liest die verschiedensten Deutungen: Es ist davon die Rede, dass die Narren und damit das Närrische, Wahnsinnige, gebannt wird – genau wie die Monstren, die als Wasserspeier die Kathedralen bevölkern. Denn man möchte ja eine aus unserer Sicht sinnvolle Erklärung finden, da die Narren ja offiziell als sehr weit unten stehende Bevölkerungs- oder Berufsgruppe und nicht als seriös galten. So sieht man es im Berliner Totentanz, wo der Narr fast am Schluss kommt. Die Malerei ist an dieser Stelle leider fast vollständig zerstört und nur durch eine Zeichnung überliefert. Auch die Strophe des Todes fehlt, erhalten blieb aber die Antwort des Narren (übertragen in modernes Deutsch):

„Ach, was wollt Ihr machen, Ihr fäuler Knochen!

Lasst mich doch leben, wenn das möglich ist!

Ich will Euch ein Ständchen halten!

Das kann mir armem Knecht leider nicht helfen.

Deshalb ruße ich zu dir, Christus: Hilף mir bald.

Denn ich bin ein fäuler Betrüger gewesen.“

Das ist wenig schmeichelhaft. Aber der Narr gehörte eben zur Gesellschaft, und so darf er hier nicht fehlen. Ähnlich ist es beim Haus Großer Markt 4 in Perleberg, das neben einer Auswahl verschiedener Standesvertreter auch eine Narrenmaske zeigt. Und als Gegenpart zum stolzen Stendaler Roland kauert ein lachender Narr auf dessen Rückseite. Macht er sich lustig über den stolzen (und ein wenig eitlen) Recken, der Recht und Ordnung auf dem Marktplatz verkörpern soll?



*Dom zu Bardowick, Chorgestühl, Heiliger Jakobus;
Fotos: Peter Knüvener*

*Dom zu Bardowick, Chorgestühl, Heiliger Jakobus,
Detail: Narrenkopf als Knauf des Wanderstabes*



Das Narrentum und das närrische Treiben wurden von der Obrigkeit und gerade von der Kirche verteufelt und verurteilt – aber warum finden sich dann gerade hier so viele Narrenbilder? Man trifft auf sie an versteckten Stellen und muss manchmal zweimal hinschauen: Im Dom zu Bardowick bei Lüneburg gibt es ein wunderbares Chorgestühl mit geschnitzten Wangen. Dort schreitet Jacobus als Pilger einher (übrigens mit Wilsnacker Zeichen am Hut!). Auf den zweiten Blick sieht man, dass sein Wanderstab als Knauf einen Narrenkopf hat!

Man trifft den Narren aber auch zentral, mitten im Gewühl der Kalvarienberge an, so in Stralsund (St. Nikolai) oder in der Salzwedeler Marienkirche. Hier verhöhnt er die Trauernden und ist ganz gewiss sehr negativ zu verstehen. Narretei war eine Schande, und so zeigen die Schandsteine, mit denen Übeltäter behängt wurden, im Mühlberger Museum ein Narrenrelief. Eine Schandmaske im Zittauer Museum hat Narrenohren.

Besonders auffällig sind die zahlreichen Narren in den Kirchengewölben oder hoch oben als Gewölbekonsolen, so in Brandenburg an der Havel im Dom, in St. Stephan in Tangermünde, in der Luckenwalder Johanniskirche, in der Angermünder Marienkirche usw. In der Brandenburger Katharinenkirche in der Himmelswiese gibt es mit dem musizierenden Esel und seinem närrischen Gegenpart ein schönes Ensemble, und in ähnlicher Form auch in Briesen bei Cottbus, wo man auf der Westseite eine entblößte Musikantin nebst einer Gestalt mit einer Mischung aus Narrenkappe und Mitra antrifft – der Fantasie waren keine Grenzen gesetzt! Narren als Konsolen findet man in Alt Krüssow ausgerechnet im kapellenartigen Anbau, der einst die verehrte Reliquie enthielt; einer sitzt gar auf dem Fürstenwalder Sakramentshaus.

Einige Narren sind versteckt und werden nur von denjenigen gesehen, die „hinter die Kulissen“ schauen – Jahrhunderterte, nachdem sie geschaffen wurden. So zeigt eine Apostelfigur aus dem Altar in Drebenstedt im Salzwedeler Danneilmuseum eine kleine Narrenschnitzerei – auf der Rückseite. Der Spaß eines mittelalterlichen Schnitzers, eine augenzwinkernde Botschaft, über die sich der heutige Kunstliebhaber sehr freut!

Sicher ist natürlich auch, dass Bilder und andere Zeugnisse aus dem nichtkirchlichen Kontext viel seltener erhalten blieben. Ein schönes Beispiel dafür, dass die Narren auch den Alltag „bevölkerten“, zeigen die Reste zweier Messingkessel in den Museen in Salzwedel und Perleberg. Es sind Henkelattaschen, also die Teile, an denen der Henkel befestigt war. Und sie haben eine Narrenform. Weitaus häufiger kennt man Kessel mit „neutralen“ Köpfen als Attaschen, und diese stammen dann eher aus dem kirchlichen Bereich.

Der Narr hatte allerdings eine wichtige und auch geachtete Aufgabe. So durfte er Wahrheiten auch Mächtigen gegenüber aussprechen, die andere besser verschwiegen. Von der Weisheit der Narren zeugt das Wandgemälde in der Salzwedeler Katharinenkirche, ganz zentral an der Westwand. Das Schriftband ist zweisprachig, griechisch (aber mit lateinischen Buchstaben) und lateinisch: „GNOTI SE AUTON NOSCE TE IPSUM: NE QUID NIMIS“ und lautet übersetzt:



St. Marien Salzwedel, Hochaltarretabel, Kreuzigung mit Narr

„Erkenne Dich selbst erkenne dich selbst: Nichts im Überfluss“.

Wie auch immer, es wird verschiedene Gründe für das „nährische Treiben“ in den Kirchen geben, und man wird es sicherlich nicht bis ins Letzte erklären können – zu weit weg ist das Mittelalter und zu sehr unterschied es sich von unserer heutigen Zeit und ist unserem Vorstellungsvermögen fremd. Es fällt auch auf, dass die nährischen Darstellungen im 15. Jahrhundert ihre Blüte haben. In nachmittelalterlicher Zeit werden sie selten und verschwinden dann ganz – ein Zeichen der Aufklärung? Die Narrheit selbst starb jedoch keinesfalls aus, wie man bis zum heutigen Tag feststellen muss ...



Danneilmuseum Salzwedel, Narr auf der Rückseite einer Heiligenfigur aus Drebenstedt



Danneilmuseum Salzwedel, Bronzefigürchen mit Narrenkopf



Briesen, Narrengestalt im Rankendickicht



St. Katharinen Salzwedel, Weiser Narr an der Westwand

MATTHIAS FRISKE

Eine Fülle an historischem Inventar

Mittelalterliche Kirchen in der westlichen Altmark

Dr. Matthias Friske studierte mittelalterliche Geschichte und Theologie und arbeitet als Pfarrer in Salzwedel (Altmark).

Im Standardwerk zur Ausstattung mittelalterlicher Dorfkirchen in Europa (Justin Kroesen/Regnerus Steensma, „The Interior of the Medieval Village Church“) wird eine einzige brandenburgische Kirche ausführlicher erwähnt: Die Dorfkirche von Audorf, einige Kilometer südlich von Salzwedel gelegen.

Diese Feldsteinkirche kann jedoch mit guten Gründen für eine ganze Region stehen. Die Altmark – und hier speziell der westliche Teil – bietet dem Besucher noch heute eine außergewöhnlich hohe Dichte an historischen Ausstattungsstücken. Aus dem Mittelalter, der Renaissance und dem Barock haben sich Inventarien aller Art in einer beeindruckenden Fülle erhalten.

Die Audorfer Kirche verdankt ihre Erwähnung bei Kroesen und Steensma nicht einer besonders ausgefallenen Architektur – selbst ein ehemals vorhandener Turm ging in den letzten Jahrzehnten verloren – sondern einzig und allein der vielfältigen Kirchengestaltung, die der kleinen Kirche eine ganz besondere Atmosphäre verleiht. Die Einrichtung ist offensichtlich im Laufe der Jahrhunderte angewachsen. Beinahe jede Epoche hat ihre Spuren hinterlassen, die letztlich ein mehr als stimmiges und stimmungsvolles Gesamtbild ergeben. Neben einem mittelalterlichen Altartafel und einem romanischen Taufstein gibt es ein höchst bemerkenswertes Kirchengestühl, etliche Wandmalereien, eine hochbedeutende Glocke des 13. Jahrhunderts, Kanzel und Emporen aus der Renaissance und ein Sakramentshaus, das so gar nicht in den Raum hineinzu passen scheint.

Das turmartige Sakramentshaus hat solche Dimensionen, dass eine Aufstellung im Chor der kleinen Kirche unmöglich ist. So steht es im Schiff – eigentlich ein indiskutabler Standort für den Schrein, in dem der Leib Christi aufbewahrt wurde. Allerdings dient das Gehäuse auch schon lange nicht mehr diesem eigentlichen Zweck. An diesen erinnern nur noch die schmückenden Bilder. So ziert je eine vergoldete Monstranz die beiden Türen und Heiligenfiguren umstellen den Schrein. Offenbar wurde dieses Werk nicht für die kleine Dorfkirche geschaffen, sondern kam erst später hierher. Wann? Das wissen wir nicht. Aber sicher erst nach der Reformation.



Dorfkirche Audorf, Innenraum

Woher? Auch das ist unbekannt, aber es dürfte nicht allzu weit gereist sein. So bieten sich vor allem zwei Kirchen als Herkunftsorte an: Die „Hauskirche“ derer von der Schulenburg in Beetzendorf oder die mysteriöse ehemalige Basilika in Jeeben.

Diese Kirche in Jeeben verfügt heute nur noch über wenig Ausstattung, hat dafür aber eine umso bemerkenswertere Architektur. Die regelmäßigen



Dorfkirche Audorf von Südosten; Fotos: Matthias Friske

Gestalt unterschied sich die Jeebener Kirche erheblich von allen anderen Dorfkirchen der Region. Allein dieser Grundriss zeigt, dass es sich wohl ursprünglich nicht um eine Dorfkirche handelte, sondern Jeeben offenbar als Stadt gegründet worden war. In der Literatur herumgeisternde vermeintliche Baudaten (die es über den Dehio bis in das kürzlich erschienene Ortslexikon für die Altmark schafften) erweisen sich letztlich allesamt als Phantasieprodukte. Genau genommen wissen wir so gut wie nichts über die mittelalterliche Geschichte des Ortes, zumal in den Quellen offenbar auch noch Verwechslungen mit dem ähnlich klingenden Jeebel unterliefen. „Nichts“ ist allerdings doch untertrieben, denn die Kirche selbst spricht natürlich schon zu uns, so wie auch alle anderen alten Kirchen mit ihren Ausstattungen die wichtigste Quelle zur jeweiligen Ortsgeschichte sind.

Bis heute prägen zahlreiche Rundlingsdörfer das niedersächsische Wendland. Weniger bekannt ist, dass auch im südlich angrenzenden Raum um Salzwedel der Rundling eine weitverbreitete Dorfform war, denn die Dörfer wurden im 19. Jahrhundert häufig „aufgelassen“. Die winzigen – meist erst aus dem Spätmittelalter stammenden – Feldsteinkirchen des Wendlandes prägen nun aber auch die Altmark westlich der Jeetze. In Hohenlangenbeck wurde eine solche Kirche vor wenigen Jahren mit großem Aufwand wiederhergestellt. Das Dorf präsentiert sich noch heute als ein Rundling, in dessen Mitte sich die winzige Kirche aus Feldstein erhebt. Noch im 16. Jahrhundert trug Hohenlangenbeck den Namen „Wendisch-Langenbeck“, denn es zählte zu den zahlreichen Dörfern mit slawischen Einwohnern, denen ein Pendant mit deutschen Bewohnern benachbart lag (Deutsch-Langenbeck wird heute Siedenlangenbeck genannt).



Feldsteinquader weisen die Kirche als ein Gebäude des 13. Jahrhunderts aus. Es sticht schon durch seine Dimensionen aus dem Gros der umliegenden Dorfkirchen heraus. Der Blick auf die Details zeigt dann, dass die Kirche früher noch erheblich größer war. So ging nicht nur der westlich vorgelagerte Turm verloren, sondern das Schiff hatte früher auch noch zwei niedrigere Seitenschiffe. Mit dieser basilikalen



Dorfkirche Jeeben von Südosten



Dorfkirche Rohrberg, Detail der Glocke

Die Kirche zeigt altertümliche Bauformen, wie zum Beispiel kleine, rundbogige Fenster und wurde deshalb in manchen Werken als eine Kirche des 12. Jahrhunderts bezeichnet. Mittlerweile wissen wir es genauer, denn der komplett erhaltene Dachstuhl datiert in die Zeit um 1441. Auch diese Kirche bietet ein harmonisches Ganzes. Dazu gehören die Emporen und das Gestühl aus der Zeit um 1700, das noch die Inschriften der seinerzeit im Dorf lebenden Familien zeigt. Damals wurde auch der Kanzelaltar errichtet, und wer sich den Kanzelkorb genauer ansieht, kann feststellen, dass er offenbar aus den Teilen eines mittelalterlichen Altarschreines gezimmert wurde. Bei der Restaurierung der Kirche vor einigen Jahren wurde der, mittlerweile schadhaft gewordene, vordere Teil des Altarblockes beseitigt. Er war erst zur Zeit der Errichtung des Kanzelaltars angefügt worden. Dabei wurde auch der ursprüngliche Altar freigelegt. In seiner Mitte kam ein kleines Reliquiengrab mit einem zerbrochenen Glasgefäß zum Vorschein. Allerdings zeigte sich dann sehr bald auch, dass man den Altarblock um 1700 nicht ohne Grund verlängert hatte – der Altar war einfach zu klein geworden! So gibt es nun also seit wenigen Jahren einen zusätzlichen Holztisch, der die Funktion des „belegten“ mittelalterlichen Altares übernommen hat.

Das Besondere in der Kirche von Hohenlangenbeck sind jedoch die in Form einer Bilderwand ausgeführten Malereien. Sie bedeckten ursprünglich alle Wandflächen der Kirche und wurden in den späten 1940er Jahren vom in der Altmark an vielen Orten tätigen Fritz Mannewitz überarbeitet. Die Bilder zeigen das übliche Programm: Szenen aus dem Alten

Mittelalterliche Wandmalereien im Chor der Dorfkirche Hobeck

Testament, Bilder der Passionsgeschichte und eine großformatige Darstellung des Heiligen Georg in der Rundung der Ostwand – möglicherweise ein Hinweis auf das ehemalige Kirchenpatrozinium. Die eigentliche Besonderheit findet sich jedoch eher versteckt an der Südseite. Dort bietet sich dem Betrachter die rätselhafte Darstellung einer vom Volksmund „Butterhexe“ genannten Frau. Solche „Butterhexen“ finden sich nicht nur in altmärkischen Kirchen, sondern bis weit nach Skandinavien hinein. Zu diesen Bildern zählen Personen – meist Frauen, durchaus aber auch Männer – die bei land- oder hauswirtschaftlichen Tätigkeiten gezeigt werden. In diesem Fall eben eine Frau beim Buttermachen. Ihr zur Seite gestellt sind kleine teuflertige Gestalten, die sie bei ihrer Arbeit unterstützen. Die sinnvollste Deutung dieser mysteriösen Darstellungen dürfte die Mahnung zur Sonntagsheiligung sein. Mit anderen Worten: Diese Bilder erinnerten den Betrachter daran, keine Arbeiten am Sonntag zu verrichten, da diese als sündig und verflucht galten.

Wandmalereien sind ortsfest, zur mobilen Ausstattung der Kirchen zählen dagegen die Glocken. Sie bilden in der Altmark – und weit darüber hinaus – den größten Anteil der mittelalterlichen Ausstattung. Eine einmalige Glocke hat sich in Rohrberg erhalten, ehemals ein kleines Landstädtchen. Die dortige Kirche wurde zwar im 19. Jahrhundert erheblich umgestaltet, wie es bei etlichen Kirchen in der Region damals der Fall war, hat sich in ihrer Grundstruktur aber bis heute erhalten. Neben einer bemerkenswerten Sakramentsnische, einem sehr alten Taufstein, einer Kirchentruhe und einem barocken Altar verdient die Glocke im Turm besondere Aufmerksamkeit. Sie ist in Mittel- (vielleicht sogar ganz) Europa die Einzige, die das Bild ihres Herstellers zeigt. Neben den schwungvollen Ritzzeichnungen einer Katharina mit





Matthias Friske:

Die mittelalterlichen Kirchen in der nordwestlichen Altmark

Geschichte – Architektur – Ausstattung

Kirchen im ländlichen Raum, Bd. 9

570 Seiten, 330 Abb.

Erscheinungstermin: Mai 2021

Preis: 40,- Euro

ISBN 978-3-86732-379-6

Krone, Schwert und Rad und einer Maria mit Kind auf der Flanke der Glocke findet sich im oberen Bereich noch eine männliche Gestalt. Sie trägt ein gegürtetes Gewand. Eine Hand weist nach rechts, während die andere in die Hüfte gelegt ist. Am Gürtel trägt der eher jugendlich wirkende Mann einen (Geld-?)Beutel sowie einen länglichen Gegenstand. In letzterem wird man sicher einen Stichel für Ritzzeichnungen erkennen dürfen, wie er für solche Bilder genutzt wurde. In einer etwas ungelenen Minuskelschrift steht darüber geschrieben: „ego sum hermanvs me

fecit“ – „Ich bin Hermann, der mich machte.“ Da derartige Ritzzeichnungen freihändig in den Mantel der „falschen Glocke“ (Modellglocke) eingebracht werden mussten – eben mit einem solchen Stichel – haben wir hier offenbar die eigenhändige Unterschrift des Herstellers vor uns – verbunden mit seiner bildlichen Darstellung. Diese Glocke ist über ihre Inschrift jahrgenau auf 1337 datiert und so dürfte dies eines der ältesten Künstlerporträts der mittelalterlichen Kunstgeschichte sein. Es besteht wohl auch kaum ein Zweifel daran, dass Hermann nicht nur der Ritzzeichner, sondern zugleich der Gießer dieser Glocke war. Ihm lassen sich auch weitere Glocken im Raum zwischen Uelzen und Arendsee zuweisen und es spricht alles dafür, dass er mit seiner Werkstatt im regionalen Mittelpunkt Salzwedel tätig war.

Ganz nebenbei gibt der frühere Beiname dieser Glocke – die „Alldagsche“ – einen Hinweis auf den städtischen Charakter der Siedlung, denn es ist der Standardname für die zweitgrößte Glocke in einem städtischen Geläut (in anderen Fällen auch „Werkeldagsche“ oder „Apostelglocke“ genannt). Tatsächlich lassen sich für Rohrberg noch vier ehemalige Glocken namhaft machen – ein weiteres Beispiel für den Quellenwert der Kirchen und ihrer Ausstattungen.

Der Reichtum des Überlieferten kann an dieser Stelle nur beispielhaft angedeutet werden. Er verpflichtet dazu, diesen Schatz zu bewahren und ihn für die Zukunft zu erhalten. Das bedeutet erstens die Erschließung des Bestandes, was in der nordwestlichen Altmark besonders dringlich ist, denn für diese Region ist niemals ein Inventarband der Kunstdenkmäler erschienen. Andererseits erwächst daraus auch die Aufgabe, die vorhandenen Schätze zu erhalten, zu pflegen und vor Verlusten zu schützen.

Die Kirchen wurden zum Lobe Gottes erbaut und davon künden sie noch heute. Sie laden zum Besuch ein und knüpfen ein Band zu unseren Vorfahren und zu Gott zugleich. —





Altar aus der Dorfkirche
Teetz im geöffneten Zustand;
Fotos: Joachim Kays

JOACHIM KAYS

Ende einer Odyssee Das Marienretabel aus Teetz

Joachim Kays ist pensionierter Musiklehrer.

Die evangelische Kirchengemeinde Teetz in der Prignitz blickt in diesem Jahr erwartungsvoll auf zwei Ereignisse, die das Ende eines Jahrzehnte alten Missstandes bedeuten. Einerseits wird die Restaurierung der Kirche fast abgeschlossen werden. Mit Ausnahme des Turmhelms, der 1972 umstürzte und durch ein zu niedriges Dach ersetzt wurde, werden alle notwendigen Arbeiten beendet sein, um die repräsentative Kirche erneut im historischen Erscheinungsbild zu zeigen.

Grundlage für den 1860 eingeweihten Bau war der unter Friedrich August Stüler fortgeschriebene preußische „Normalkirchenerlass“ Friedrich Wilhelms III., umgangssprachlich: der Kirchenbaukasten, was letztlich die denkmalgerechte Ergänzung fehlender Teile ermöglicht.

Dank der Fürsorge des rührigen Fördervereins hat auch die zierliche Lütkemüller-Orgel, historisch wiederhergestellt, nach einigen Umwegen wieder auf ihre Empore gefunden. Darüber hinaus hat der Förderverein mit Hilfe der Deutschen Stiftung Denkmalschutz die Aufarbeitung des Teetzer Retabels initiiert.

Folglich wird nach langem Exil das spätmittelalterliche Retabel erneut und erneuert in die Kirche

einziehen. Der Befall mit Anobien, einem Holzschädling, der wohl von der Decke des Kirchenraums ausging, hatte auf das Retabel übergegriffen und die Restaurierung notwendig gemacht: das Holzmehl, das sich zentimeterhoch vor den Füßen der Heiligen anhäufte, wies auf die akute Bedrohung hin. Aus diesem Grund wurde das Retabel schon vor Jahrzehnten in der Kirche von Königsberg aufgestellt und im Jahr 2004, als diese renoviert wurde, in die Kapelle des Nachbarorts Ganz gebracht. Da sich der Zustand weiter verschlechterte, wurde der Altar im Sommer 2018 erst begast und dann zur Restaurierung in die Werkstatt von Daniela Baumberg in Berlin transferiert. Nach dem Abschluss dieser Arbeiten gewährten die Stiftsdamen des Klosterstifts Heiligengrabe dem Retabel im ehemaligen Brunnenhaus des Klosters eine würdige Bleibe vor der endgültigen Heimkehr.

Völlig unklar ist die Herkunft des Kunstwerks. Es scheint vor der Kircheneinweihung im Jahr 1860, die auf einem kaschierenden Papier auf der Innenseite als Anlass für eine Restaurierung erwähnt wird, keine Quelle zu geben, die die Geschichte des Retabels erhellt oder erklärt, wie ein so prächtiger Schnitzaltar in eine doch recht entlegene, kleine Gemeinde kommt. Der Denkmalführer Dehio für



Detail aus der Predella: Drei „Virgines capitales“

das Land Brandenburg vermutet, dass der Altar um 1520 entstanden ist. Diese Datierung wird gestützt durch die Zuschreibung der Gemälde von Predella und Flügel als „in der Art der Cranach-Schule“. Möglicherweise kommt als Maler Erhard Altdorfer in Betracht, Bruder des viel bekannteren Albrecht, der nach verschiedenen Kontakten zu Lucas Cranach d. Ä. seit 1512 als Hofmaler und Baumeister am Hof in Schwerin wirkte. Von ihm ist bekannt, dass er auch später mehrfach Motive und Stilmerkmale der Cranach-Schule verwendete. Seiner Herkunft aus dem süddeutschen Raum könnte auch die im Nor-

den Deutschlands eher ungewöhnliche Gruppe der vierzehn Nothelfer auf der Predella geschuldet sein. Es ist nicht auszuschließen, dass der Altar aus Angst vor einem reformatorischen Bildersturm nach Teetz in Sicherheit gebracht wurde.

Das Retabel ist ein Dreifigureschrein mit Flügeln, die jeweils zwei Figuren in zwei Registern übereinander zeigen. Die Außenseite der Flügel ist farbig gefasst. Der Schrein selbst ruht auf einer kastenförmigen Predella, die etwa die halbe Höhe des Schreins hat. Wie üblich wurde für das Gehäuse Kiefernholz verwendet, die Figuren sind aus Linde. Alle Flächen sind gefasst.

Die Malereien auf den Außenseiten der Flügel stammen vermutlich aus der Werkstatt, die auch die Predella gemalt hat. Die Rückseite des Schreins zeigt eine andere Handschrift: die nicht identifizierbaren Pflanzen erinnern eher an die Typisierung spätmittelalterlicher Buchmalerei. Alle freien Außenkanten des Schreins wie auch der Predella sind geschwärzt. Die begrenzenden Gehäusekanten auf der Vorderseite sind karmesinrot hervorgehoben. Die Einfassung der Predella wirkt ziemlich derb. In geschlossenem Zustand wirkt die Predella zudem etwas unproportioniert groß. Die vierzehn Heiligen sind als Kniestücke wiedergegeben. Sie sind durch ihre Attribute erkennbar. Ihre Verehrung



Altar im geschlossenen Zustand



Marienfigur aus dem Mittelschrein

wurde als eine Art Schutz vor allen Katastrophen des Daseins gedacht. Die Darstellung ist im Detail nicht ohne Komik, etwa die Figur des Vitus und des mit ihm verbundenen Hähnchens.

Auf den ersten Blick scheint die Ikonographie des Altars sehr einfach. Dass das Bildprogramm nicht ungewöhnlich ist, zeigt sich bei zwei fast gleichzeitig entstandenen Altären im Bode-Museum in Berlin. Der Altar aus Obersachsen [Inv. 7711], entstanden um 1510, zeigt die gleiche Figurenanordnung wie beim Teetzer Altar. Im Mittelschrein sieht man Nikolaus und Maria, rechts allerdings eine Märtyrerin, in den Flügeln je vier Heilige. Selbst bei der Malerei der Außenseiten gibt es Übereinstimmungen. Die Rückseite ist mit pflanzlichen Motiven in Form einfacher rostfarbener Ranken bedeckt. Beim zweiten Altar aus Franken um 1500 [Inv. 1982] ist in diesem Zusammenhang die Predella bemerkenswert, die, ähnlich geschweift, die vierzehn Nothelfer darstellt. In der Darstellung selbst besteht allerdings keine Ähnlichkeit.

Das Teetzer Retabel zeigt im Mittelschrein zentral Maria mit dem Jesuskind, links Nikolaus und rechts Anna Selbdritt. Die Felder, vor denen die Skulpturen stehen, sind ungleich breit, das der Maria zeigt eine Mandorla mit geschweiften goldenen Strahlen. Diese Fläche ist plan, im Gegensatz zu den Hintergrundflächen auch der Flügel, die punziert und vergoldet sind, was Anfang des 16. Jahrhunderts noch recht häufig ist. Der dunkle Farbton dieser Fläche weist vermutlich auf oxidiertes Silber hin, was auftretendes Licht ungebrochen zum Betrachter hin reflektieren würde und Maria damit gewissermaßen aus dem Altar heraustreten ließe. Sie ist bekleidet mit einem goldenen, blau gefütterten Gewand. Wie bei allen geschnitzten Figuren findet sich im Hintergrund ein punzierter Nimbus. Links und rechts von ihrem bekrönten Kopf finden sich je zwei kleine Engel, ein grau gekleideter steht jeweils auf dem Kapitell eines Pilasters, der die Schreinfläche in die Felder aufteilt; die beiden anderen sind in Gold gewandet und schweben einander anblickend nach oben ver-

setzt am Nimbus. Maria hält in der rechten Hand den blühenden Stab Aarons, das alttestamentliche Symbol ihrer Auserwähltheit. Auf dem linken Arm trägt sie das unbekleidete Jesuskind, dessen Hände eine goldene Kugel umfassen, die es als *Salvator mundi* (Retter der Welt) ausweist. Bemerkenswert ist vor dem linken Knie der Maria eine Falte, die das Futter im sonst sehr geordneten Mantel erkennen lässt. Es handelt sich vermutlich um eine sogenannte Ohrenfalte, die auf die Zeugung Jesu durch das Wort Gottes hinweist: die Ohrenzeugung. Das bekannteste Beispiel dieser Darstellung zeigt der Englische Gruß des Veit Stoss in der Lorenzkirche in Nürnberg.

Rechts von Maria steht Anna in einem erdfarbenen Kleid, das größtenteils von einem goldenen Mantel mit rotbraunem Futter verdeckt ist und einem Kopftuch, das sie als verheiratete Frau kennzeichnet. Auf ihrem rechten Arm sitzt ein praktisch identischer Jesus, links dagegen eine kaum größere Maria in goldenem Gewand, ein Buch haltend. Der links stehende Nikolaus ist mit den Insignien eines Bischofs ausgestattet. Sein Mantel zeigt das für Nikolaus typische Rot. Zudem teilen die Borten der Gewänder die Namen der Gestalten mit. Die Heiligen der Flügel sind etwa halb so groß, stehen auf Postamenten, die ihre Namen tragen. Sie sind aber ebenso durch ihre spezifischen Attribute erkennbar. Oben schließen alle Felder mit durchbrochenem, vergoldetem Rankenwerk ab. Die teilweise sichtbaren Rückseiten des Blattwerks waren ursprünglich versilbert. Auch hier ist die Wirkung durch die oxidative Schwärzung verloren gegangen. Das schon im Rahmen vorkommende Rot, das den Hintergrund dieses Rankenwerks bildet, gibt dem Retabel Tiefe.

Eine Besonderheit zeigt sich bei der Darstellung der weiblichen Heiligen: Katharina, Barbara und die kindliche Maria werden mit einem Buch in der Hand dargestellt. Wenn man Anna einbezieht, die Maria das Lesen gelehrt haben soll, muss man sich fragen, was einen Stifter veranlassen könnte, den Aspekt weiblicher Bildung so markant zu formulieren. Die Verehrung Annas und ihre Heiligsprechung ist ohnehin als Akt weiblicher Emanzipation zu verstehen. Der Legende nach zeichnet Anna all das aus, was die zeitgenössische Frau entbehrt.

Es gibt einen weiteren kunsthistorischen Aspekt, der eine Betrachtung lohnt. Eben diese Frauen bilden den Kern der Personengruppe, die bei der Mystischen Hochzeit der Katharina zugegen ist. Diese *Unio Mystica* wird verstanden als Vereinigung von Gott und Mensch. Ort des Geschehens ist häufig der *Hortus conclusus*, der abgeschlossene Garten, zu dem nur Heilige, meist sogar nur Frauen, Zutritt haben. Er ist gegen die Welt mit einer Hecke oder einer Mauer geschützt.

Die äußeren Flügelseiten des Altars zeigen Laurentius und eine Gestalt, deren Bestimmung nicht eindeutig möglich ist; es könnte sich aber um Johannes den Täufer handeln, der damit während der Schließung des Retabels in der Fastenzeit als Vorbild der Entsagung dienen könnte. Beide stehen vor einer Mauer, einem sehr ungewöhnliches Detail, für das es keine Erklärung gibt, es sei denn, man betrachtet den Altar als Darstellung eines *Hortus conclusus*.

Der Gemeinde in Teetz ist zu wünschen, dass dieses wundervolle Retabel wieder der geistliche Mittelpunkt in der restaurierten Kirche wird. —



Pflanzenmotive auf der Rückseite des Mittelschreins

Staubwedel aus der Dorfkirche in Klettwitz; Fotos: Claudia Rückert



CLAUDIA RÜCKERT

Kirchliches Kunst- und Kulturgut

Das Inventarisationsprojekt der Evangelischen Kirche
Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz

Dr. Claudia Rückert ist Kunstgutreferentin im Kirchlichen Bauamt der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz.

Kunst-, Bibliotheks- oder Archivinventare stehen in einer langen Tradition. Ursprünglich dienten sie zum Nachweis von Vermögenswerten und wurden nicht selten im Zusammenhang von Erbschaftsangelegenheiten erstellt. Berühmt sind die Kunstinventare des Jean de Berry (1340 – 1416), Herzog von Berry und Bruder des französischen Königs, oder Margaretes von Österreich (1480 – 1530), Statthalterin der Niederlande, Tochter Kaiser Maximilians I. und Tante Kaiser Karls V. Beide Regenten gehörten zu den großen Kunstmäzenen ihrer Zeit. Ihre Inventare geben nicht nur Auskunft über die Wertigkeit einzelner Objekte, sondern auch über Herkunft und Beschaffenheit. Für die Rekonstruktion damaliger Sammlungstätigkeit sind sie von herausragender Bedeutung. Auch für den sakralen Bereich sind frühneuzeitliche Inventare oder entsprechende Beschreibungen in Chroniken überliefert. Für die Kunst-, Kirchen- und Ortsgeschichte sind insbesondere die für die Klosteranlagen im Zuge der Säkularisation angefertigten Bestandsverzeichnisse überaus kostbare Zeugnisse.

Eine datenbankgestützte Gesamterfassung des Kunst- und Kulturguts in der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz (EKBO) wurde auf der Frühjahrssynode 2008 angeregt. Bereits zuvor hatte es vielfältige Anstrengungen gegeben, das reiche Erbe in den Kirchengemeinden zu dokumentieren – sowohl auf dem Gebiet der ehemaligen DDR als auch im ehemaligen West-



Kupferkessel aus der St.-Nikolai-Kirche in Bad Wilsnack

Berlin. Allerdings waren die Erfassungen weder flächendeckend noch nach einheitlichen Kriterien erfolgt. Auch lag der Fokus hauptsächlich auf den liturgisch bedeutsamen Objekten und weniger auf der gesamten Kirchengenausstattung. Die neuerliche Initiative der Landessynode hing auch mit der Erkenntnis zusammen, dass die in ihrer Obhut befindlichen Kunst- und Kulturgüter dauerhaft nur dann zu schützen und für zukünftige Generationen zu bewahren sind, wenn man überhaupt um ihre Existenz weiß.

Das Inventarisationsprojekt stellt auf landeskirchlicher Ebene ein Arbeitsgebiet des Kirchlichen Bauamtes dar. Neben einem grundsätzlichen Überblick über das bewegliche und unbewegliche Kunst- und Kulturgut werden mit den Inventaren auch praktische Ziele verfolgt, so die Unterstützung bei Pfarramtsübergaben oder die Klärung von dringenden Konservierungs- oder Restaurierungsmaßnahmen. Die Erfassungen werden vorrangig von freiberuflichen Kunsthistorikerinnen und Kunsthistorikern unternommen und gemeinsam von den



*Mosaikfragment
aus der zerstörten
Berliner
Gnadenkirche*

Kirchengemeinden, den Kirchenkreisen und der Landeskirche finanziert. Neben den beweglichen Objekten, etwa den Abendmahlsgeräten, Paramenten oder Epitaphien, werden fest verankerte und mit dem Bauwerk verbundene Objektgruppen erfasst: Altäre, Kanzeln, Taufen, Wand- und Glasmalereien, Glocken und Orgeln sowie ausgewählte Bauplastik, aber auch Gestühle, Emporen und Türen. Gerade die zuletzt genannten Stücke sind im Falle von Umbauten häufig bedroht. Denn ihr kulturhistorischer, gemeindegeschichtlicher und/oder raumprägender Wert ist nicht immer offensichtlich. Die heute noch im Gebrauch befindlichen Gegenstände sind Zeugnisse von liturgischer Praxis und aktivem Gemeindeleben. Sie wurden häufig über Generationen bewahrt. Durch die Erfassung erschließt sich ihr besonderer historischer Wert oftmals wieder neu.

Zu Beginn des Inventarisationsprojekts lag der Schwerpunkt auf der konzeptionellen Arbeit, vor allem dem Aufbau einer zentralen Bilddatenbank. Kernpunkte waren die Organisation der Datenbankstruktur und der Eingabemasken nach kirchlich-institutionellen und fachlichen Maßgaben. Nach einem längeren Findungsprozess ist die Kunstgutdatenbank nun seit 2013 in Betrieb.

Inventarisierungskampagnen fördern immer Überraschendes zu Tage. Sei es, dass Verlorene gefunden wird, die kirchen- und/oder kunstgeschichtliche Bedeutung der Objekte erst im Zusammenhang deutlich wird oder sich das Kunst- und Kulturgut als interessanter Geschichtenerzähler erweist.

Neben dem vorhersehbaren Bestand finden sich auch ungewöhnliche Objekte. In der Nikolaikirche in Bad Wilsnack (Prignitz), der sogenannten Wunderblutkirche, einem der bedeutendsten Pilgerziele vom Ende des 14. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, hat ein verbeulter Kupferkessel überdauert. Der Legende nach sollen darin 1552 die Wilsnacker Wunderhostien verbrannt worden sein. Sinnbildlich steht dieser Kessel für das Ende des Pilgerortes und den Beginn der protestantischen Zeitrechnung.

Ein Staubwedel an einer vier Meter langen Stange gehört zur Originalausstattung der Dorfkirche in Klettwitz (Oberspreewald-Lausitz), die zu Beginn des 20. Jahrhunderts im neoromanischen Stil erweitert und aufwendig ausgestattet wurde. Reinigungsutensilien gehörten auch zum Inventar, und die Anschaffung einer Leiter ist beispielsweise im Zusammenhang mit dem Cranach-Altar in Neustadt an der Orla nachzuweisen.

Die Berliner Gnadenkirche im Invalidenpark, die zu den ersten drei Kirchen des Bauprogramms des Evangelischen Kirchenbauvereins gehörte, wurde mit einem sogenannten Gnadengeschenk des Kaiserhauses unterstützt und im Beisein von Wilhelm II. und seiner Gattin Auguste Viktoria 1895 geweiht. Im Zweiten Weltkrieg wurde sie zerstört und 1967 gesprengt. Einen kleinen Eindruck von der einst exquisiten Ausstattung vermittelt ein Mosaikfragment, das sich heute im Archiv der Kirchengemeinde am Weinberg (Berlin-Stadtmitte) befindet. Der Kopf eines Römers zeigt nicht nur die Virtuosität der Mosaizisten, sondern erinnert auch an die Firma Puhl & Wagner in Berlin, die als Hersteller von Glasmosaik und Glasmalereien und als Hoflieferant Kaiser Wilhelms II. zahlreiche Staatsaufträge übernahm.

In mehreren Fällen wurden akute Bedrohungen von Objekten erkannt und diese in gemeinsamer Anstrengung von Kirchengemeinde und weiteren Partnern restauriert. Dies geschah unter anderem bei den Gedächtnismalen des Totenkronenbrauchs in der Dorfkirche Derwitz (Ev. Kirchenkreis Mittelmark-Brandenburg). Über Jahrzehnte lagerten die Kästen auf dem Dachboden und konnten nun durch das Engagement der Kirchengemeinde und der Denkmalpflege restauriert werden. (Siehe auch den Beitrag von Eva Gonda in diesem Heft.)

Ein umfangreiches Erfassungs-, Restaurierungs- und Erschließungsprojekt beschäftigte sich



mit den bedeutenden Kunstgütern der im Zweiten Weltkrieg zerstörten, seit den 1980er Jahren wieder aufgebauten und heute als Kulturzentrum genutzten Frankfurter Marienkirche. Der Großteil der ehemaligen Ausstattung der Marienkirche befindet sich nun in der Frankfurter St.-Gertraud-Kirche. Zum Zeitpunkt der Erfassung waren die Kunstwerke in einem schlechten konservatorischen Zustand. Das Projekt kam wesentlich auf Betreiben der Kirchengemeinde zustande und mündete 2017, im Jahr des Reformationsjubiläums, in der vielbeachteten Ausstellung *Bürger – Pfarrer – Professoren. St. Marien in Frankfurt (Oder) und die Reformation in Brandenburg*. Ohne die vorangegangene Erfassung und damit die historische Einordnung des Kunstguts hätte das umfangreiche Restaurierungs- und Ausstellungsprojekt nicht auf den Weg gebracht und realisiert werden können. Ein Verdienst der Präsentation war auch, Michael Ribestein, den für die Frankfurter Bürgerschaft und am Hofe von Kurfürst Joachim II. tätigen Maler, einem breiteren Publikum bekannt zu machen. Das früheste seinem Oeuvre zugeschriebene Werk ist das Epitaphgemälde „Der ungerechte Haushalter“, gesetzt für den Bürgermeister Hieronymus Jobst und seine Frau Otilia Wernitz durch ihren Sohn Gregorius im Jahr 1544.

Auch das Erfassungsprojekt der Bernauer Marienkirche (Barnim) stand am Anfang von umfangreichen Aktivitäten, die nicht nur einen Tagungsband hervorbrachten, sondern auch dazu führten, dass das monumentale Hochaltarretabel aus der Wittenberger

Epitaphgemälde von Michael Ribestein „Der ungerechte Haushalter“ aus der Frankfurt St.-Marien-Kirche, Heute in St. Gertraud; Foto: Holger Kupfer

*Kasten mit Schlummerkissen in der Dorfkirche in Derwitz;
Foto: Sylvia Müller-Pfeifruck*



Cranach-Werkstatt restauriert werden konnte. Eines der Ergebnisse war außerdem, dass die an der Kanzel zweitverwendeten spätmittelalterlichen Figuren zusammengehören und wohl einst zum Aufstecken auf Prozessionsstangen gedient haben, ähnlich einem Paar Stangen mit Maria und Christus Salvator im Bayerischen Nationalmuseum in München. Prozessionsstangen wurden in der Regel paarweise in Auftrag

gegeben und dienten bei feierlichen Anlässen der Rahmung von Prozessionsbildern oder Leichenbegängnissen. Dass diese in »katholischer« Zeit gelebte und mit der Einführung der Reformation eingestellte Praxis in der Mark Brandenburg nicht automatisch zur Zerstörung solcher Bildwerke führte, ist somit beredtes Zeugnis von der behutsamen Überführung spätmittelalterlicher Frömmigkeit in die lutherische Glaubenspraxis, die sich unter Kurfürst Joachim II. ohne tiefgreifende Bilderstürmerei vollzogen hat.

Mit dem Erfassungsprojekt hat sich in den vergangenen Jahren eine wichtige Schnittstelle zwischen der Landeskirche, den Kirchengemeinden und den außerkirchlichen Institutionen, die mit der Bewahrung kirchlicher Kunstgüter betraut sind, etabliert. Erst die Kooperationen, etwa mit den Denkmalbehörden, ermöglichen es, größere Erschließungsprojekte für das kirchliche Kunst- und Kulturgut aufzubauen.

In der EKBO steht das Inventarisationsprojekt trotz der bisherigen Erfolge – etwa 15 Prozent der Kirchengebäude wurden erfasst – nicht zuletzt wegen der finanziellen Bedenken der Gemeinden und Kirchenkreise weiterhin vor großen Herausforderungen. Gelingen wird die Gesamtinventarisierung jedoch nur, wenn sich alle Akteure über die Notwendigkeit und den Nutzen des Projekts einig sind. Kirchliche Kunst- und Kulturgüter besitzen – jenseits ihrer gottesdienstlichen Aufgabe – nicht nur theologisch-didaktische, sondern vor allem auch identitätsstiftende Potentiale. In der Erfassung und Erschließung der Objekte liegt die große Chance, die einst von der Gemeinschaft gestifteten Zeugnisse wieder über die Kirche hinaus sichtbar zu machen. Es ist abzusehen, dass die Bewahrung des kirchlichen Kunst- und Kulturguts zukünftig nur durch gemeinsame finanzielle Anstrengungen von Kirche, Staat und Bürgerschaft zu leisten ist. Eine Übersicht über das Vorhandene ist dafür notwendigerweise der erste Schritt. —

Maria und Christus Salvator an der Kanzel in St. Marien Bernau; Foto: Claudia Rückert



IHRE SPENDE ...

... für die Restaurierung des Renaissancealtars in der Dorfkirche Schönfeld

Farbenfroh ragt der Schönfelder Renaissancealtar in die Höhe. Nicht nur die Farbenpracht, auch seine Ikonografie und die Darstellungsweise machen den Schnitzaltar aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts zu einem Kleinod. Schönfeld liegt nordöstlich von Prenzlau unweit der Grenze zu Mecklenburg-Vorpommern. Die Gemeinde ist eine von zwei Ortschaften gleichen Namens in der Uckermark und nicht zu verwechseln mit Schönfeld bei Tantow. Schönfeld wurde im Jahr 1375 erstmals urkundlich erwähnt. Die Ursprünge des Dorfes reichen jedoch weiter zurück. Dies belegt nicht zuletzt die imposante Feldsteinkirche aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Schönfeld gehörte über Jahrhunderte zum Besitz der Adelsfamilie von Berg, die im 19. Jahrhundert in den preußischen Grafenstand erhoben wurde. Es spricht vieles dafür, dass der Altaraufsatz, noch bevor der Dreißigjährige Krieg 1626 die Uckermark erreichte, durch die Patronatsfamilie in Auftrag gegeben wurde.

In der Uckermark sind einige geschnitzte und farbig gefasste Renaissancealtäre aus der Zeit um 1600 überliefert. Sie werden einer in Prenzlau ansässigen Werkstatt zugerechnet, so die Altaraufsätze von St. Nikolai in Prenzlau, Melzow oder Stegelitz. Allerdings unterscheidet sich der Schönfelder Altar von den zuvor genannten Beispielen durch die Erzählweise, die räumliche Tiefe einzelner Szenen und das dezidiert protestantische Bildprogramm.

Vergleichbar mit anderen nachreformatorischen Altären zeigt auch der Schönfelder Altar die Abendmahlsszene in der Predella. So hatte es Martin Luther 1530 denjenigen empfohlen, die am Altar nicht auf Bilder verzichten wollten. In der Mittelzone des Altaraufsatzes ist wie häufig üblich die Kreuzigung Christi mit Maria und Johannes unter dem Kreuz dargestellt. Daran schließen sich links Mose mit den Gesetzestafeln und rechts die Taufe Christi durch Johannes an. Der obere Abschluss zeigt die Auferstehung Christi umgeben von den Evangelisten Matthäus und Markus sowie die Apostel Petrus und Paulus unter dem Kreuz. Der Pelikan als Symbol der aufopfernden Liebe



Christi und der Phönix als Zeichen für die Auferstehung Christi komplementieren das Programm.

Außergewöhnlich sind am Schönfelder Altar die Darstellungen der Beichte und der Austeilung des Abendmahls in beiderlei Gestalt. Inhaltlich beziehen sich die Szenen aufeinander, denn die Privatbeichte war im 17. Jahrhundert noch eine Vorbedingung für die Teilnahme am Abendmahl.

Beide Darstellungen scheinen jedoch bewusst gewählt zu sein, sie könnten in Verbindung stehen mit dem Übertritt des brandenburgischen Kurfürsten Johann Sigismund zum reformierten Bekenntnis an Weihnachten 1613. Dieser Wechsel, der auch ein anderes Verständnis der Beichte und der Abendmahlsfeier mit sich brachte, wurde von den städtischen und ländlichen Geistlichen vehement abgelehnt. Der Widerstand war so erfolgreich, dass der Zwang zum Übertritt für die Bevölkerung verworfen wurde. Nur die Hofbeamten mussten sich zum Calvinismus bekennen.

Die bei anderen Altären oft figurenreichen Szenen konzentrieren sich hier auf das Wesentliche. Einige Figuren, etwa bei der Austeilung des Abendmahls, hat der Bildschnitzer fast vollplastisch gearbeitet. In dem perspektivisch verkürzten Altarraum wirken die Akteure wie in einer Puppenstube platziert. Dieser Kunstgriff vermag die Betrachter unmittelbar und geschickt in die Handlung und die Agenda des Auftraggebers einzubeziehen.

Scheint der Altar aus der Ferne nicht zuletzt aufgrund der kräftigen Farben, die das Erscheinungsbild der letzten umfassenden Restaurierung vom Anfang des 20. Jahrhunderts wiedergeben, gut erhalten zu sein, offenbaren sich die Schäden erst bei näherer Betrachtung. Im Laufe der Zeit hat sich erheblicher Schmutz auf den Oberflächen abgelagert. Auch Malerschichtabplatzungen und Substanzverluste sind zu beklagen. Um weitere Beschädigungen zu verhindern, ist eine baldige Restaurierung des Altars dringend geboten.

Mit Ihrer Spende können Sie dazu beitragen, dieses wertvolle Beispiel nachreformatorischer Kunst und Frömmigkeit zu erhalten. —

Ihre Spende:

Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e. V.

IBAN DE94 5206 0410 0003 9113 90
BIC GENODEF1EK1 (Evangelische Bank)
Stichwort: Schönfeld

Eine gemeinsame Aktion von: Brandenburgisches Landesamt für Denkmalpflege und Archäologisches Landesmuseum, Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz, Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e. V.

RUDOLF BÖNISCH

Bildreliefs nach Antwerpener Vorbildern Der Renaissancealtar in Schönfeld braucht Hilfe

Rudolf Bönisch ist Diplom-Geologe. Er war seit 1992 Initiator und Leiter zweier internationaler Orgelmusikreihen in der Niederlausitz. Seit acht Jahren beschäftigt er sich mit sakralen Bildwerken in Ost- und Mitteleuropa und kann auf eine zahlreiche Publikationstätigkeit verweisen.

Die Dorfkirche zu Schönfeld (Uckermark) im äußersten Nordosten des Landes Brandenburg ist ein stattlicher Feldsteinbau aus der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts. In der Apsis steht ein prächtiger hölzerner Altaraufsatz vom Anfang des 17. Jahrhunderts. Doch der reich geschnitzte und farbig gefasste Renaissancealtar mit seinem herausragenden Bildprogramm braucht Hilfe.

Der Schönfelder Altaraufsatz hat einen dreigeschossigen Aufbau. Über dem Spruch „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid!“ in



Der Altaraufsatz in Schönfeld; Fotos: Bernd Janowski

der Breite der Mensa zeigt die Predella ein zentrales Abendmahlrelief mit den zwölf Jüngern. Christus setzt das Abendmahl mit Brot und Wein ein, nachdem das auf dem Tisch stehende Passahlamm verspeist worden ist. Aus der Haltung, den Gesten und den mit feinem Pinsel gemalten Gesichtern der Apostel ist die Frage nach dem Verräter unter ihnen klar ersichtlich: Judas mit dem Geldbeutel als Zeichen für den Lohn des Verrats versucht sich von der Tischgemeinschaft zu entfernen. Die beiden Holzreliefs neben dem Abendmahl stellen auf den ersten Blick die Austeilung des Abendmahls in beiderlei Gestalt und die evangelische Beichte dar. Beim näheren Hinschauen zeigt das rechte Bild nicht nur die damalige Bekleidung des Priesters – so eigenartig seine Latschen an den Füßen sein mögen –, sondern auch das Trinken des Weins aus dem Kelch mit einem Röhrchen (wer denkt da heute nicht gleich an Corona?). Auf dem linken Relief ist die Beichte zu sehen. Deutlich wird, dass die frühen evangelischen Beichtstühle keine Gitter zwischen Priester und Beichtendem kannten. Der reich verzierte Stuhl ist typisch für das Mobiliar der Renaissance. Zugleich erlauben beide Reliefs

Kupferstich „Letztes Abendmahl“ von Hieronymus Wierix nach Marten de Vos, verlegt von Hans van Luyc (Rijksmuseum Amsterdam RP-P-OB-68.129)

Holzrelief des letzten Abendmahls (oben Seite 40)





Holzrelief der zeitgenössischen Austeilung des Abendmahles um 1600

einen Blick auf die noch um 1600 verwendete reiche liturgische Gewandung.

An zentraler Stelle des zweiten Geschosses steht Christus am Kreuz mit den beiden Assistenzfiguren Maria und dem Lieblingsjünger Johannes in Form der Triumphkreuzgruppen aus mittelalterlicher Zeit. Auf dem Bild links empfängt Mose von Gott die Zehn Gebote. Die Darstellung mit den vor ihm liegenden ersten drei Geboten und den in der Hand gehaltenen Gebotstafeln IV bis X dürfte äußerst selten sein. Gegenüber dem mit „Das Gesetz ist durch Moses gegeben.“ unterschriebenen Bild steht auf der rechten Seite das mit „Die Gnade u. Wahrheit ist durch Jesum Christum geworden.“ beschriftete Relief mit der Taufe im Jordan. Die beiden Figuren, Mose für das Alte und Johannes der Täufer für das Neue Testament, sollen noch mehr als hundert Jahre lang viele barocke Altaraufsätze bzw. Kanzelaltäre in protestantischen Kirchen zieren.

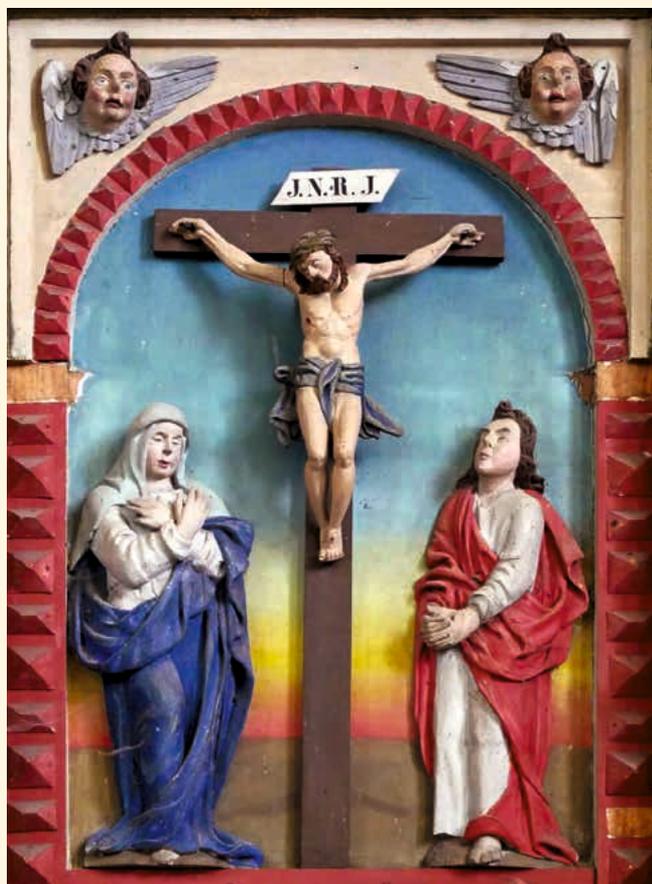
Das Relief im dritten Geschoss, die Auferstehung Christi, wird von den Figuren der Evangelisten Matthäus mit dem Engel und Markus mit dem Löwen begleitet. Ob ursprünglich auch die beiden weiteren Evangelisten Lukas und Johannes dargestellt waren, ist nicht sicher. Diese könnten aber als Freifiguren auf dem Hauptsims rechts und links gestanden haben. Über den Evangelisten stehen die Figuren von Pelikan und Phönix symbolisch für das Selbstopfer Jesu. Der Pelikan verzehrt sich der Legende nach selbst, damit sein Nachwuchs lebt. Der Phönix stirbt durch das Feuer und wird aus seiner Asche neu geboren. Den oberen Abschluss des Altaraufsatzes bildet ein großes Kreuz mit zentraler Strahlenglorie. Die davor knieenden und aufschauenden Männer weisen darauf hin, dass an dieser Stelle bauzeitlich wohl ein in den Himmel aufsteigender Christus vorhanden war, möglicherweise am Haken in der Apsisdecke schwebend ...

Darstellung des Gekreuzigten mit Maria und Johannes



Holzrelief der zeitgenössischen Abnahme der Beichte um 1600

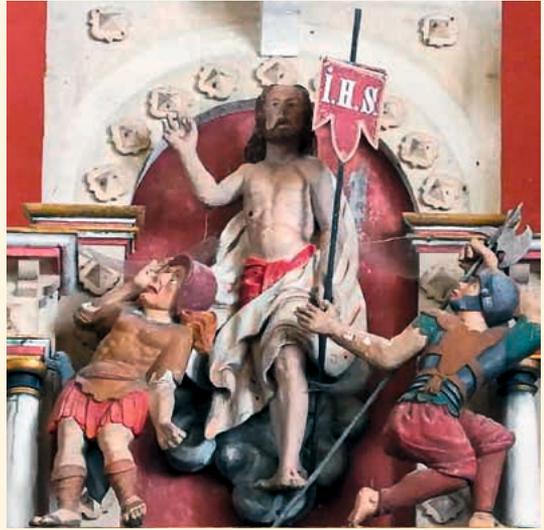
Die Betrachtung von sakralen Bildwerken verlangt eine Ermittlung zur Herkunft der Bildmotive. Es ist bekannt, dass die meisten Gemälde und Reliefdarstellungen an Altären, Kanzeln, Taufen, Epitaphien, Beichtstühlen und Emporenbrüstungen nicht von den ausführenden Künstlern entwickelt wurden. Bis auf sehr wenige Ausnahmen haben die Maler und Bildhauer auf druckgraphische Vorlagen zurückgegriffen – so auch für den Altaraufsatz in Schönfeld.



Holzrelief der Auferstehung von Christus

Und wenn schon der ausführende Holzbildhauer nicht bekannt ist, so können für vier Motive die Druckgraphiken einwandfrei nachgewiesen werden. Aber auch für die übrigen Schnitzwerke und Figuren dürfte es Vorlagen gegeben haben. Sie aufzufinden ist schwierig. So gibt es oft nur noch wenige Exemplare davon in den Kupferstichkabinetten Europas oder in privaten Sammlungen. Wenn diese Graphiken digitalisiert wurden und im Netz stehen, ist es nur eine Fleißarbeit, die zu den betreffenden Kunstwerken passenden Holzschnitte und Kupferstiche aus der riesigen Zahl herauszufinden. Inzwischen gibt es auch Verzeichnisse mit den Abbildungen der Druckgraphiken. Aber auch in diesen inzwischen annähernd 330 umfangreichen Bänden ist die Suche nach den einzelnen Illustrationen nicht einfach und kann wegen der geringen Verfügbarkeit dieser wertvollen Bände nur in den großen Bibliotheken erfolgen.

Beim Altaraufsatz von Schönfeld gestaltete sich die Suche vergleichsweise einfach, wobei bisher nur für 50 Prozent der Bildwerke die Vorlagengraphiken nachzuweisen sind. Interessanterweise fanden sich die vom Bildhauer genutzten Druckgraphiken für die vertikale Hauptbildreihe des Schönfelder Altaraufsatzes in einer Stichserie. Die drei Illustrationen des Abendmahles, des Gekreuzigten mit Maria und Johannes sowie des Auferstandenen wurden zusammen mit zwölf weiteren Illustrationen vom flämischen Maler Marten de Vos (1532-1603) entworfen. Hieronymus Wierix hat diese Zeichnungen in Kupfer gestochen, die dann von Hans van Luyck verlegt wurden. Sie besitzen sämtlich eine Signatur und wurden



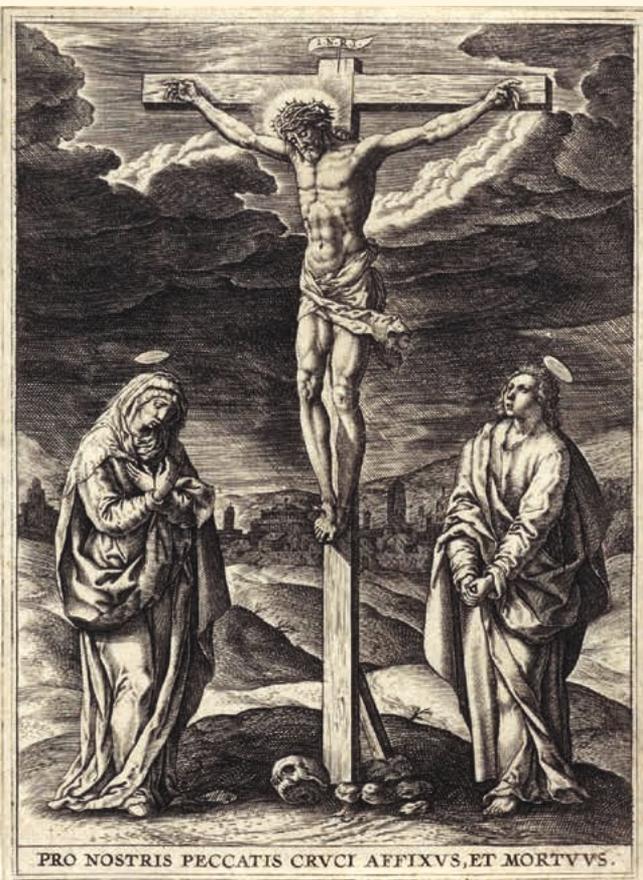
Kupferstich „Auferstehung von Christus“ von Hieronymus Wierix nach Marten de Vos, verlegt von Hans van Luyck (Rijksmuseum Amsterdam RP-P-OB-68.142)

nochmals anonym nachgestochen. Diese Nachstichserie ist zunächst ebenfalls von Hans van Luyck und später von Claes Janszoon Visscher verlegt worden. Offenbar waren die Stiche begehrt und mussten so in weiteren Auflagen erscheinen.

Interessant ist ein Vergleich der Details am Schönfelder Altar mit den Vorlagen.

Der hochrechteckige Stich des letzten Abendmahles wurde vom Bildhauer zu einem querrechteckigen Reliefbild umgestaltet. Dabei verzichtete er auf die Tiefenwirkung des Raumes und auf die Figur des Speisen herantragenden Dieners, schmückte

Kupferstich „Kreuzigung“ von Hieronymus Wierix nach Marten de Vos, verlegt von Hans van Luyck (Rijksmuseum Amsterdam RP-P-OB-68.138)



aber das Tischtuch und eine Sitzdecke mit schönen Fransen. Christus segnet im Stich den für diese Illustration charakteristisch hohen Kelch. Auch wenn im Relief die Kupa des Kelches und die Finger von Christus nicht mehr vorhanden sind, könnte beides bei einer Restaurierung anhand des Stiches gut ergänzt werden, da das Relief eine annähernd buchstabengetreue Kopie des Kupferstiches von Hieronymus Wierix ist.

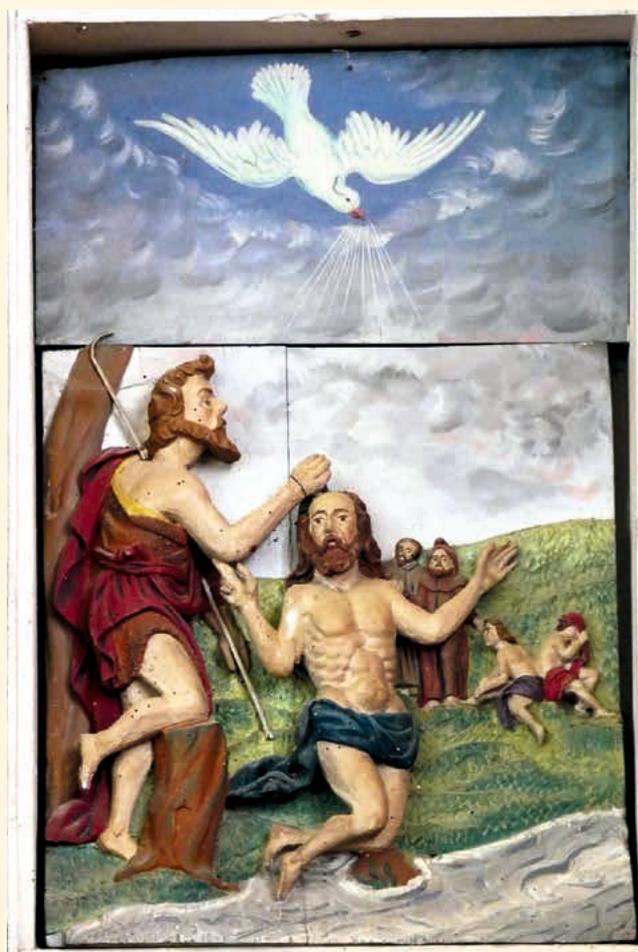
Die Darstellung des Gekreuzigten ist schlicht wie der betreffende Kupferstich, allerdings sind das Lententuch und die Beinhaltung gegenüber der Vorlage verändert worden. Die Haltungen und Kleidung von Maria und Johannes wurden vom Schnitzer detailliert übernommen. Auf die Nimben hat er allerdings verzichtet. Ob der regenbogenartige Grund hinter den drei Figuren original ist, dürfte zu bezweifeln sein. Aber eine restauratorische Prüfung könnte feststellen, ob die dunklen Wolken zur Sterbestunde von Christus über der Stadt Jerusalem, die auf dem Stich zu sehen sind, einbezogen worden waren.

Der aus dem geschlossenen Grab auferstandene Christus wurde samt Umhang und Stab des Siegesfähnchens vom Kupferstich buchstäblich übernommen. Die Ersetzung des Kreuzes auf dem Fähnchen durch das Nomen sacrum IHS tritt bei derartigen Bildwerken äußerst selten auf. Die beiden Wachsoldaten sind andere als im Kupferstich. Ob diese von einer anderen Bildvorlage stammen oder frei geschnitzt wurden, lässt sich derzeit noch nicht sagen.

Eine sehr getreue Nachbildung eines Kupferstiches ist das Taufrelief. Das in zwei Teilplatten gestaltete wunderbare Relief rezipiert einen Kupferstich, der wiederum nach einem Entwurf von Marten de Vos gestochen wurde. Dieser stammt jedoch aus einer anderen Stichserie. In den Jahren 1582 bis 1584 stach Jan Sadeler eine neben dem Titelkupfer nur fünf Stiche umfassende Reihe nach Vorlagen von de Vos. Diese kleine Stichserie wurde auch von Jan Sadeler verlegt. Nicht nur die interessante Landschaft am Ufer des Jordan, sondern auch die Körper von Johannes dem Täufer und Christus sowie die Taube des Heiligen Geistes in einem Wolkenloch und die weiteren Täufer und Täuflinge im Hintergrund sind sehr genau vom Stich übernommen, auch wenn auf so manch anderes Detail verzichtet wurde. Das Lententuch Christi und sein am Ufer liegender Umhang, der auf anderen Stichen zur Taufe von Engeln gehalten wird, wurden vom Bildhauer bzw. Maler zu einem Kleidungsstück umgedeutet.

Dieser farbenfrohe Renaissancealtar ist nicht nur ein wunderbares Beispiel zeitgenössischer protestantischer Glaubenspraxis in der Uckermark um 1600, sondern steht auch exemplarisch für die umfassende Nutzung von druckgraphischen Vorlagen – in diesem Fall ausschließlich aus Antwerpen. Die Restaurierung, mit der sicherlich eine eingehende Erforschung des noch überwiegend erhaltenden Originalzustandes und der originalen Beschriftungsfelder einhergehen wird, kann diesen Altar, einen wichtigen sakralen Ausstattungsgegenstand einer Dorfkirche und gleichzeitig ein bedeutendes Kunstwerk der frühen reformatorischen Zeit, neu erstrahlen lassen. Diesem Projekt kann man nur ein gutes Gelingen wünschen. —

Holzrelief der Taufe von Christus



Kupferstich „Taufe von Christus“ von Jan Sadeler nach Maarten de Vos, 1582–1584 (Rijksmuseum Amsterdam RP-P-0B-5288)

Musik und mehr in Kirchen der Luckauer Niederlausitz 2021



*Kirchenführung in der Dorfkirche Zieckau;
Fotos: FAK-NL*

Ausgewählte
Veranstaltungen für
dieses Heft

Die Exkursionen
sind Veranstaltungen
des Förderkreises
Alte Kirchen der Luckauer
Niederlausitz e.V.
Die Konzertreihe wird durch
den Verein organisiert und
koordiniert. – Veranstalter
sind die jeweiligen Kirchengemeinden.

DAS GESAMTE
VERANSTALTUNGS-
PROGRAMM
UNTER



WWW.KIRCHEN-
LUCKAUER-
NIEDERLAUSITZ.DE

Nikolaikirche Luckau

SONNTAG, 18. APRIL 2021, 17.00 UHR

Frühlingskonzert zum Tulpenfest

Sebastian Weber (Trompete/Flügelhorn) und Johannes Leonardy (Orgel)
spielen beschwingt-fröhlich-blumige Musik

Ev. Kirche Kehlitz

FREITAG, 23. APRIL 2021, 18.00 UHR

„Werkschau zum 80. Geburtstag – Gemälde“

Ausstellungseröffnung, Hans-Jürgen Brauer

Ev. Kirche Wehnsdorf

SAMSTAG, 1. MAI 2021, 14.00 UHR

Exkursion des Förderkreises Alte Kirchen der Luckauer Niederlausitz zu Kirchen im südlichen Naturpark (mit eigenem Pkw)

Treffpunkt: Kirche Wehnsdorf, weiter nach Großkrausnik, Zeckerin und Goßmar
bei Sonnewalde

Ev. Kirche Zützen

SAMSTAG, 8. MAI 2021, 15.00 UHR

Die Kirche groovt ...

... mal sanft, mal fetzig, mit jungen Interpreten der Niederlausitzer Musik- und
Kunstschule e.V. Luckau (Reihe „Musikschulen öffnen Kirchen“) Kaffee/Kuchen in der Pause
und im Anschluss, Benefizkonzert zugunsten der Sanierung der Kirchhofsmauer



Musik und mehr in Kirchen der Luckauer Niederlausitz 2021

Dorfkirche Großkrausnik

Ev. Nikolaikirche Luckau

SONNTAG, 9. MAI 2021, 18.00 UHR

Musik zum Muttertag

Orgelkonzert mit Michael Schönheit (Gewandhausorchester Leipzig/Domorganist Merseburg)
Konzert zum Rosenfest im Rosengarten

Ev. Kirche Görsdorf

SONNTAG, 16. MAI 2021, 15.00 UHR

Die beste Zeit im Jahr ist mein

Geistliche u. weltliche Lieder aus versch. Jahrhunderten, Kerstin Domrös (Alt, Klavier/Orgel),
Peter Ewald (Tenor, Klavier/Orgel)

Ev. Kirche Zieckau

SONNTAG, 30. MAI 2021, 16.00 UHR

Ich steh' im Regen

Chansons und Filmschlager der 30er- und 40er-Jahre interpretiert von Gabriele Näther
(Sopran, Potsdam) und Lukas Natschinski (Berlin). Kaffee- und Kuchenbuffet; Ausstellung in
der Patronatsloge: „Umbruch Ost. Lebenswelten im Wandel“

Ev. Kirche Mahlsdorf

SONNTAG, 13. JUNI 2021, 16.00 UHR

Solokonzert mit Jule Hinrichsen

Spannende Zeitreise durch die Violoncello-Solo-Literatur mit Werken von Dall'Abaco,
J. S. Bach und Cassadó mit Moderation

Ev. Kirche Bornsdorf

SONNTAG, 20. JUNI 2021, 17.00 UHR

Die Weberknechte

Finsterwalder Percussionsensemble, Preisträger beim Bundeswettbewerb „Jugend musiziert“
2019; Leitung: Lars Weber

Bahnhof Walddrehna

SAMSTAG, 3. JULI 2021, CA. 9.10 UHR (Zug aus Berlin
wird abgewartet)

Geführte Kirchenradtour im westlichen Naturpark

Mit Kirchenführungen in Bornsdorf, Gehren, Waltersdorf, Wüstermarke sowie Mittagessen
und Kaffeeangebot (vorauss. 22,00 Euro p. P.); Anmeldung erforderlich bei A. Gehrman:
Tel. 03 54 54 / 393, E-Mail: info@kirchen-luckauer-niederlausitz.de



Dorfkirche Zeckerin, Türblatt mit spätgotischen Beschlägen



Konzert in der Reihe „Musikschulen öffnen Kirchen“ mit dem Percussionsensemble der Kreismusikschule Gebrüder Graun

Ev. Kirche Walddrehna

SAMSTAG, 3. JULI 2021, AB 16.00 UHR

16.00 Uhr Kirchen- und Orgelführung

17.00 Uhr Wiedereinweihung der restaurierten Uibe-Orgel von 1888

Orgelkonzert mit Prof. Martin Schmeding, Leipzig

Ev. Kirche Mahlsdorf

SONNTAG, 25. JULI 2021, 16.00 UHR

Jazz & Soul-Duo

Moderner Fingerstyle kombiniert mit kraft- und gefühlvollem Gesang

Ev. Nikolaikirche Luckau

SONNTAG, 8. AUGUST 2021, 18.00 UHR

Von Barock bis Moderne

Orgelkonzert mit Konstantin Zacharow

Ev. Stadtkirche Golßen

FREITAG, 27. AUGUST 2021, 19.30 UHR

Bläsermusik aus Frankreich

Leitung: Landesposaunenwart Jörg Michael Schlegel

Ev. Kirche Görsdorf

SONNTAG, 19. SEPTEMBER 2021, 16.00 UHR

Die Wunder der Worte

Lesung mit Angelika Obert; kleiner Imbiß in der Pause

Musik und *mehr* in Kirchen der Luckauer Niederlausitz 2021



„Theater in der Kirche“ in der Dorfkirche Uckro



Dorfkirche Waltersdorf, Fenster mit musizierendem Engel in der Adventszeit

Ev. Kirche Fürstlich Drehna

SONNTAG, 26. SEPTEMBER 2021, 16.00 UHR

Herbstpoesie

Bunt aufgewirbelte lyrische und stürmische Klänge rund um Christian Morgenstern mit der Niederlausitzer Musik- und Kunstschule Luckau (Reihe „Musikschulen öffnen Kirchen“), Benefizkonzert für einen Schlupfwespenereinsatz gegen Nagekäfer

Ev. Kirche Zieckau

SONNTAG, 3. OKTOBER 2021, 16.00 UHR

Lasst uns singen

Konzert des Luckauer Cantemus-Chores, zum Erntedank vor der Kirche kleiner Bauernmarkt mit regionalen Ernteprodukten sowie ein Kaffee- und Kuchenbuffet. In der Patronatslogen Werke regionaler Künstler

Ev. Kirche Uckro

SONNTAG, 7. NOVEMBER 2021, 17.00 UHR

Die Ratten

Berliner Tragikomödie von Gerhart Hauptmann, gespielt von: Theater in der Kirche e.V. unter der Regie von Heidi Wallier, eine von nur wenigen Aufführungen in ganz Brandenburg!

Ev. Kirche Waltersdorf

SAMSTAG, 27. NOVEMBER 2021, AB 15.00 UHR

15.00 Uhr Kirchen- und Orgelführung

16.00 Uhr Adventliche Orgelmusik

N. N. an der histor. Clauenigk-Orgel von 1793, Reihe „Mixtur im Baß – exklusiv“



DIE DURCHFÜHRUNG DER GEPLANTEN VERANSTALTUNGEN HÄNGT VON DEN JEWEILS GELTENDEN BESTIMMUNGEN ZUR CORONA-SITUATION AB. AKTUELLE HINWEISE DAZU FINDEN SIE AUF: WWW.KIRCHEN-LUCKAUER-NIEDERLAUSITZ.DE/VERANSTALTUNGEN/KIRCHENKULTUR

KONTAKT:

Annegret Gehrman
Förderkreis Alte
Kirchen der Luckauer
Niederlausitz e. V.

Kirchstr. 1,
Langengrassau
15926 Heideblick

Tel.: 03 54 54 / 393

E-Mail: info@kirchen-luckauer-niederlausitz.de

HANS TÖDTMANN

Italienischer Barock in einem Dorf

Restaurierung des Gemäldes
Madonna mit schlafendem Kind
in der Kirche zu Warchau

Hans Tödtmann, Architekt, ist Regionalbetreuer des Förderkreises Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e. V. für Teile des Landkreises Potsdam-Mittelmark und die Städte Potsdam und Brandenburg/Havel.



Vorbereitung des Gemäldes für den Transport;
Foto: Hans Tödtmann

„Eine Kirche verfällt“ – mit diesem Titel machte im März 2018 ein Pressebericht auf die Dorfkirche in Warchau bei Wusterwitz (Potsdam-Mittelmark) aufmerksam: fingerdicke Risse im Feldsteinmauerwerk der Apsis und ein Ölgemälde mit blätternder Farbe. Pfarrer Holger Zschömitzsch wurde zitiert, er sei sich der Verantwortung, die Dorfkirchen seines Kirchspiels für die nächsten Generationen zu bewahren, durchaus bewusst, aber für die Unterhaltung einer Kirche, in der allenfalls noch zu Weihnachten ein Gottesdienst stattfindet, reichten die kirchlichen Finanzmittel nicht. Im August 2018 bat der Pfarrer den Regionalbetreuer des Förderkreises Alte Kirchen aber immerhin um organisatorische Unterstützung bei der dringend notwendigen Rettung des erwähnten Gemäldes.

Das Gemälde ist stilistisch dem italienischen Barock zuzuordnen. Es handelt sich um die Darstellung einer rot und blau gewandeten Maria, die den nackt vor ihr auf einem weißen Tuch liegenden Christusknaben liebevoll anschaut. Vor Augen geführt wird die Weihnachtsbotschaft: Gott wird Mensch! Die ungewöhnliche Größe des Kindes und die Anordnung von Mutter und Kind erinnern gleichzeitig an Pietadarstellungen. Möglicherweise ist der versteckte Hinweis auf den Tod und die Beweinung Christi vom Künstler beabsichtigt. Aber auch unabhängig von dieser Interpretation ist die Darstellung überaus anrührend.

Das Gemälde befand sich in einem beklagenswerten und hochgradig gefährdeten Zustand: Die Bildfläche war stark verschmutzt. Die Leinwand zeigte große Wellen; die Farbe hatte sich fast überall schuppenförmig von der Leinwand aufgestellt und es waren schon zahlreiche Fehlstellen zu erkennen. Der goldfarbene klassizistische Rahmen schien weniger stark beschädigt zu sein. Im Archiv des Pfarramtes fand

sich ein Gutachten aus dem Jahr 1999, das schon das gleiche Schadensbild beschrieb. Die Restaurierung scheiterte seinerzeit an der Finanzierung.

Ende November 2018 ergab sich die Gelegenheit, den Landeskonservator und die Denkmalschutzbehörde des Landkreises Potsdam-Mittelmark für die Rettung des Gemäldes zu gewinnen. Noch vor Jahresende legte die Restauratorin Martina Runge ein Fachgutachten vor, das die aktuellen Schäden präzisiert und die zur Restaurierung des Gemäldes erforderlichen Leistungen beschreibt. Auf der Grundlage dieses Gutachtens wurden die denkmalrechtliche Erlaubnis erteilt und die restauratorischen Leistungen ausgeschrieben.

Im Februar 2019 beschloss der Gemeindegemeinderat Wusterwitz-Bensdorf, das Madonnengemälde zu erhalten. Der Regionalbetreuer des Förderkreises Alte Kirchen wurde bevollmächtigt, sich um die Organisation und Finanzierung zu kümmern. Das günstigste Angebot für die restauratorischen Leistungen legte die Dresdener Restauratorin Annette Heiser vor. Es war mit Kosten von etwa 18.000 Euro zu rechnen. Der Gemeindegemeinderat beschloss den entsprechenden Finanzierungsplan. Fremdmittel wurden beim Land Brandenburg, beim Landkreis und bei der Kirchlichen Stiftung Kunst- und Kulturgut in der Kirchenprovinz Sachsen beantragt.

Die erforderlichen Eigenmittel in Höhe von 20 Prozent waren ganz ohne Beteiligung der Kirchengemeinde oder des Kirchspiels aufzubringen. Im Rahmen einer Exkursion des Förderkreises Alte Kirchen im August des Fontane-Jahres 2019 lasen Kara und Wolfgang Huber in der Warchauer Dorfkirche aus einer Erzählung des Dichters. Die Kollekte bildete den Grundstock der Eigenmittel. Wenig später gingen beim Förderkreis auf einen Spendenaufruf im Mitteilungsblatt „Alte Kirchen“ zweckgebundene Spenden



Das zur Retusche vorbereitete Gemälde; Foto: Werner Ziems

in Höhe von mehr als 2.500 Euro ein! Den restlichen Eigenmittelanteil erbrachten Zuschüsse des Förderkreises und des Kirchenkreises Elbe-Fläming. Anfang 2020 erhielt die Restauratorin den Auftrag.

Gleich nach der Abnahme des Gemäldes von der Wand wurden die zahlreichen Partien der Malschicht, die sich von der Leinwand schuppenförmig vorgewölbt hatten, zur Transportsicherung mit kleinen Papierchen überklebt. Nach dem Ausrahmen im Atelier wurde sichtbar, dass bei einer früheren Restaurierung des Gemäldes die recht grob gewebte Original-Leinwand von dem ursprünglichen Keilrahmen durch allseitig umlaufenden Schnitt gelöst, auf eine Doublier-Leinwand aufgeleimt und auf einen neuen Keilrahmen aufgezogen worden war. Es ist zu vermuten, dass diese Restaurierung sogleich erfolgt war, nachdem das Gemälde nach Warchau kam.

Zur Herkunft des Warchauer Madonnengemäldes berichtet Ernst Wernicke in seinem 1898 erschienenen Inventar *Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler der Kreise Jerichow*, dass das stark beschädigte Gemälde von dem Herrn von Schwarzenau auf Schloss Dammer in der Provinz Posen dem Warchauer Patron im Tausch für den barocken Warchauer Altaraufsatz übergeben wurde, als dieser dem heutigen neugotischen Retabel weichen musste. Auf Wernicke geht auch die Vermutung zurück, dass das Gemälde dem Umfeld des Bologneser Barockmalers Guido Reni (1575 – 1642) zuzuordnen sei.

Die Restauratorin löste nun die alte Doublier-Leinwand samt dem vom Holzwurm befallenen Keilrahmen von der originalen Leinwand. Nach der Trennung der Leinwände wurden auf der Rückseite des Originals die mit Pinsel in schwarzer Farbe aufge-

tragenen Buchstaben GL sichtbar. Es liegt nahe, dass es sich hier um die Initialen des Künstlers handelt.

Ein Schwerpunkt der Konservierungsarbeiten war die Reinigung sowohl der Malschicht als auch der Rückseite der Original-Leinwand. Offenbar hat das Gemälde einmal einen heftigen Wasserschaden erlitten. Dadurch hat sich der Kleber zwischen der Original-Leinwand und der Doublier-Leinwand teilweise aufgelöst. Es sind dabei Wellen in der Leinwand entstanden. Schimmel breitete sich aus. Insekten legten Eier in die durch die Wellungen entstandenen Zwischenräume. Die Restauratorin musste einige Spinnennester von der Rückseite der Original-Leinwand entfernen.

Die schuppenartigen Aufwölbungen der Malschicht mussten Partie für Partie mit Hilfe eines Heizspachtels niedergelegt und die gelöste Malschicht schließlich wieder mit Störleim an der Leinwand befestigt werden. Damit sich die Schuppen nicht erneut aufwölften, wurde für eine gewisse Zeit ein wenig Druck aufgebracht. Wegen der starken Aufwölbung zahlreicher Farbschuppen musste diese Planierung mehrmals wiederholt werden.

In der Original-Leinwand waren zudem eine Reihe von Löchern zu reparieren. Es mussten kreuzweise neue Einzelfäden eingesetzt und mit den Fäden der Leinwand verbunden werden – eine aufwändige Arbeit. Ein Tischler stellte nach altem Vorbild einen neuen Keilrahmen her. Vor dem Aufbringen der neuen Doublier-Leinwand auf den Keilrahmen wurde diese mehrmals mit heißem Wasser getränkt und getrocknet – eine Art künstlicher Alterung, um Maßänderungen durch Einwirkung von Wärme und Feuchtigkeit vorzubeugen. Zum Abschluss der Konservierungsarbeiten wurde die Original-Leinwand auf die neue Doublier-Leinwand und den Keilrahmen aufgebracht.

Der alte vergilbte Firnis musste Partie für Partie mit einem Lösungsmittel abgenommen werden. Es kam im Bild links oben der Blick in eine schöne Landschaft zum Vorschein, die zuvor kaum erkennbar gewesen war. Vor der eigentlichen Retusche der Fehlstellen in der Malschicht waren die Fehlstellen in der Grundierung zu reparieren. Die originale Grundierung war altrosa. Die richtige Wahl des Farbtons der Grundierung ist ein entscheidender Faktor für die Erzielung einer dem Original entsprechenden Farbwirkung. Die originale Malschicht zeigt zudem ein feines Rissnetz (Craquelé). Um eine gute Retusche zu erreichen, muss das Craquelé auf der Oberfläche der reparierten Partien der Grundierung imitiert werden.

Es ist das Ziel der Restaurierung, die Spuren der Geschichte des Gemäldes so weit wie möglich zu erhalten, das heißt frühere Retuschen in der Regel nicht zu beseitigen, besonders wenn sie dem Original gut angepasst sind. Die vorhandene großflächige Retusche im Antlitz der Madonna weicht zwar stilistisch vom Original ab, ist aber künstlerisch gut gelungen. Diese historische Retusche war selbstverständlich zu erhalten.

Das Gemälde bei der Rückkehr in die Warchauer Kirche; Foto: Werner Fräßdorf

Die Restauratorin führte die erforderlichen Retuschen mit wasserlöslichen Gouache-Farben aus, damit sie reversibel sind. Zum Abschluss der Restaurierung erhielt das Gemälde einen neuen Firnis. Er dient hauptsächlich dem Schutz der Malschicht. Darüber hinaus wird mit dem Firnis eine Tiefenlichtwirkung erzielt.

Einige der Fehlstellen in der Malschicht waren so groß, dass sich die malerische Rekonstruktion nicht ohne weiteres aus dem Bildzusammenhang ergab. Auf der Suche nach geeigneten barocken Vorbildern schaute sich die Restauratorin zunächst das Werk von Guido Reni (1575 – 1642) im Internet an. Sie entdeckte dort sein Gemälde *Madonna col Bambino dormiente*, das ohne Zweifel das Vorbild für das Warchauer Gemälde ist. Reni malte es für einen Altar der Kirche Santa Maria Maggiore in Rom. Die Kunsthistorikerin Giulia Iseppi hat zur Geschichte

des verloren gegangenen Originals geforscht. Sie rechnet dieses Werk zu den am meisten bewunderten und am meisten kopierten Gemälden des Meisters. Einige Kopien zeigen das Kind völlig nackt, während eine zeitgenössische Kopie von 1635 die Scham des Kindes durch ein Leinentuch verdeckt. Diese Version mit dem Leinentuch ist das Vorbild des Warchauer Madonnengemäldes, das damit als Kopie nach Guido Reni eines unbekanntes Künstlers (mit den Initialen GL) zu identifizieren ist.

Inzwischen hat der Gemeindegemeinderat beschlossen, dass in der Warchauer Kirche jährlich mindestens drei kirchliche Veranstaltungen stattfinden sollen. Die Risse in der Apsis werden im Sommer 2021 saniert. Im November 2020 kehrte das wunderschön restaurierte Madonnengemälde in die Warchauer Dorfkirche zurück. Die Presse titelte: „Die Madonna ist gerettet“.



Schlummerkissen für Gottlieb Wolff;
Foto: Sylvia Müller-Pfeifruck



EVA GONDA

Das Schlummerkissen des kleinen Gottlieb

In der Derwitzer Kirche wurde die in Brandenburg wahrscheinlich umfangreichste Sammlung von Denkmälern des Totenkronen-Brauches entdeckt

Eva Gonda ist Journalistin.

Als der kleine Gottlieb starb, war er gerade erst zwei Jahre alt. Das ist 170 Jahre her. Aber die Erinnerung an ihn wird wachgehalten im Dorf Derwitz, heute Ortsteil der Stadt Werder (Havel). Sein besticktes Schlummerkissen wurde erst vor kurzem auf dem Dachboden der alten Dorfkirche gefunden, zusammen mit weiteren Zeugnissen eines längst vergessenen Volksbrauchs der Erinnerung an geliebte Verstorbene. 17 solcher Gedächtnismale – Totenkronenbretter und Schlummerkissen – kamen hier bei Vorbereitungen für die Kirchensanierung ans Licht. Ein Fund in diesem Umfang ist bisher einzigartig in Brandenburg.

Der Totenkronenbrauch war in unserer Region vor allem im 17. und 18. Jahrhundert, aber auch später noch, weit verbreitet. Starb ein Mensch, dem zu Lebzeiten eine christliche Hochzeit nicht beschieden war, so wurde sein Begräbnis als „Himmelshochzeit“ ausgerichtet. Frauen, aber auch Männer, erhielten eine reich verzierte Krone als Ersatz für den entgangenen Brautschmuck und als Symbol der Tugend, Keuschheit und Jungfräulichkeit. Als Repräsentations-

stücke wurden sie auf Kissen hinter dem Sarg hergetragen und erhielten dann ihren Platz in der Kirche – in verglasten Holzkästen oder auf beschrifteten Konsolbrettern, die Auskunft über den Verstorbenen gaben. Oft war der Nachruf in Reime gefasst: „Früh musst ich meinen Pilgerstab / ablegen an das kühle Grab; / früh rief mich durch den sanften Tod / mein Gott aus aller Angst und Noth; / wo wir dann alle einst vereint, / wen auch der letzte ausgeweint, / von Gott euch durch die kühle Gruft, / zu Freud und Seligkeiten ruft.“ So steht es geschrieben in Erinnerung an den Junggesellen Johann Friedrich Kuckuk, der 23-jährig im Jahr 1843 starb.

Besonders anrührend aber sind die kleinen Schlummerkissen. Sie erinnern an früh verstorbene Kinder und in ihrer liebevollen Gestaltung klingen noch Leid und Trauer der Familien nach. Für das Kissen des kleinen Gottlieb hatte man helle Seide gewählt. Name und Lebensdaten sind in gedrehter Schnur und kleinen Perlen aufgenäht, gerahmt von einem gestickten Kranz mit Blättern und Blüten. Neben Rüschen und Schleifen gehörten einst auch

farbige Bänder zum Schmuck. Und schließlich hatte man einen kleinen Zweig Vergissmeinnicht aus Papier und Stoff dazugelegt.

Bis Mitte des 19. Jahrhunderts prägten diese Gedächtnismale in großer Vielzahl die Stimmung in vielen märkischen Kirchen. Man wusste sich im Gottesdienst umgeben von Erinnerungen an seine Vorfahren und ihre Wertschätzung. Mancher Geistliche sah darin allerdings eine Ablenkung der Gläubigen, ein unangemessenes Prunken. Als dann in der Gründerzeit viele Kirchen umgebaut oder renoviert wurden, landeten die meisten „Staubfänger“ als Brennholz im Ofen oder als „Gerümpel“ auf Dachböden und in Schuppen, wo sie bald vergessen wurden.

Dass all diese Derwitzer Schätze, jahrzehntelang unterm Kirchendach gestapelt, noch relativ gut erhalten sind, hat sicher mit der natürlichen guten Durchlüftung von Dachböden zu tun. Dennoch wurden sie zunächst in die Hände erfahrener Restauratoren gegeben. Und ihre Entdeckung hatte sogleich die Kunsthistorikerin Dr. Sylvia Müller-Pfeifruck auf den Plan gerufen, Expertin auf dem Gebiet des Totenkronenbrauchs. Mit ihren Forschungen und Veröffentlichungen holt sie längst vergessenes Wissen um den Brauch und seine Zeugnisse zurück in unsere Zeit. Sie begleitete auch den weiteren Werdegang der Derwitzer Funde, dokumentierte die Restaurierung und stöberte in Kirchenbüchern nach näheren Angaben über die Verstorbenen.

Inzwischen sind die Konsolenbretter und Schlummerkissen sachkundig restauriert und warten nun auf ihre gebührende Präsentation. Dafür haben ihnen die Restauratoren jeweils strikte Auflagen mitgegeben: Vor Sonnenlicht schützen, im verglasten Kasten aufbewahren, liegend ausstellen... Und für alle

gilt: Trockene Umgebung! Damit aber ist schon das erste, ganz entscheidende Problem angesprochen. Die spätmittelalterliche Feldsteinkirche, erbaut um 1500, ist wie viele ihrer Art feucht. Gegen das sich an den Innenwänden niederschlagende Kondenswasser lässt sich schlecht ankommen.

Heinz Grützmacher ist Vorsitzender des Förderkreises Lilienthalkirche Derwitz und weiß als Ur-Derwitzer um all diese Probleme. Der Verein gründete sich 2018 unter dem Motto „Wir heben ab – die Kirche muss im Dorf bleiben“. Name und Motto sind eine Erinnerung an den Flugpionier Otto Lilienthal (1848 bis 1896), der in dieser Gegend seine ersten Versuche gestartet hatte und dessen Vermächtnis in Derwitz hochgehalten wird. Erstes Ziel des Vereins ist die Sanierung der Kirche. „Begonnen hatten wir mit der Besichtigung des Dachstuhls“, erzählt Grützmacher. „Die Freude über die unerwarteten Entdeckungen unterm Staub der Jahrzehnte war groß, aber auch der Schrecken über den maroden Zustand des Dachs.“ Schnelle Abhilfe ist dringend – und teuer.

Unter den ersten Mutmachern war der Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg, der mit einem Startkapital von 2.500 Euro half, weitere Sponsoren und Unterstützer zu werben. Nun ist auch der Antrag auf LEADER-Fördermittel in Höhe von 250.000 Euro bestätigt, sodass in diesem Frühjahr mit der Arbeit begonnen werden kann. „Dabei sind wir vom Kirchen-Förderkreis nicht allein“, sagt Heinz Grützmacher. „Wir in Derwitz ziehen alle an einem Strang. Auch die Kirchengemeinde und der Ortsbeirat stehen hinter dem Projekt, Feuerwehr und Freizeitverein machen ebenso mit.“

In Gedanken ist Heinz Grützmacher schon in der Zeit nach Abschluss der Sanierung von Dach und



Dorfkirche und Lilienthalgedenhaus in Derwitz; Foto: Eva Gonda

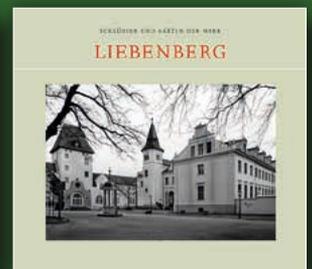
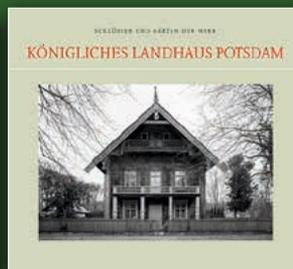
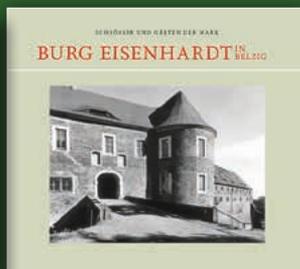
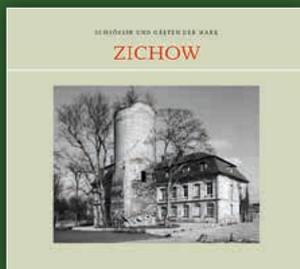
Kirchenraum. Er sieht die Kirchentür offen nicht nur für Gottesdienste, sondern auch für vielfältige kulturelle Angebote. Dabei ist unter anderem an eine enge Zusammenarbeit mit dem kleinen Gedenkhäus für Lilienthal gedacht, das unmittelbar vor dem Kirchengelände steht. Es wurde 1991 für eine sehr informative Ausstellung über den Flugpionier erbaut und hat schon viele Interessierte auch aus der weiteren Umgebung nach Derwitz geführt.

Mit der Präsentation der wiederentdeckten Zeugnisse eines alten christlichen Brauchs hätte der Ort eine zweite, ganz besondere Attraktion. Noch aber ist völlig offen, wo die Totenkronen und Schlummerkissen unter den erforderlichen klimatischen Bedingungen ausgestellt werden können. Die Derwitzer wünschen sie sich zurück in ihre Kirche, wo sie einst das Andenken an die Vorfahren bewahrten. Auf jeden Fall aber sollten sie im Ort bleiben. Noch heute findet man in Derwitz Namen, wie sie auf den Konsolbrettern oder Kissen verewigt sind. Auch den Familiennamen des kleinen Gottlieb. —



*Konsolbrett für Johann Friedrich Kuckuk;
Foto: Sylvia Müller-Pfeiffruck*

Anzeige



Neu im hendrik **Bäßler** verlag · berlin

70 lieferbare brandenburgische
Schlössermonografien in unserer Reihe:

Schlösser und Gärten der Mark

www.edition-schloesser-gaerten.de

hendrik **Bäßler** verlag · berlin

Strausberger Platz 12

D-10243 Berlin

Fon: +49(0)30.240858 56

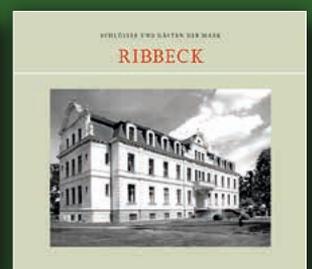
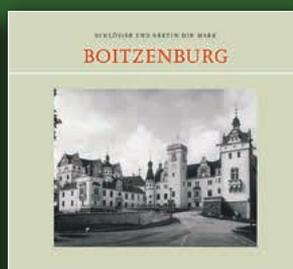
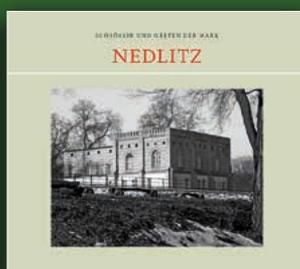
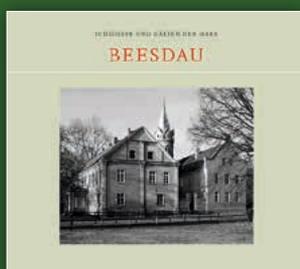
Fax: +49(0)30.249 265 3

Mobil: +49(0)178.285 1298

E-Mail: info@baesslerverlag.de

Internet: www.baesslerverlag.de

www.facebook.com/baesslerverlag



MECHTHILD NOLL-MINOR

Letzte Chance für Renaissance-Malereien

Noch fehlen Mittel für die weitere Sicherung der
Kirchenausstattung in Steinitz

Mechthild Noll-Minor ist Leiterin des Referates Restaurierung und Bauforschung am Brandenburgischen Landesamt für Denkmalpflege und Archäologischen Landesmuseum. Sie ist Restauratorin im Fachgebiet Wandmalerei/Architekturfarbigkeit, leitet Erfassungs- und Konservierungsprojekte und betreut Vorhaben an Baudenkmalen und deren Ausstattung.



Dorfkirche Steinitz, Luftaufnahme 2020; Foto: Mechthild Noll-Minor

Die spätgotische Dorfkirche in Steinitz (Landkreis Spree-Neiße), 15 Kilometer südlich von Drebkau, ist ein Rechteckbau aus Mischmauerwerk (älteste Dachkonstruktion dendrochronologisch datiert auf das Jahr 1454) mit imposantem Schaugiebel. Der schwere quadratische Westturm und ein nördlicher Anbau sind gegen Ende des 15. oder Anfang des 16. Jahrhunderts hinzugefügt worden. Raumprägend sind die zweigeschossige Hufeisenempore und die beidseitig im Chor sich anschließenden hohen Patronatslogen aus den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts.

Außerdem hat der Sakralbau eine sehr spannende jüngere Vergangenheit, die stark mit dem Braunkohletagebau in der Lausitz zusammenhängt. Steinitz war lange Zeit auf der Liste der noch abzubaggernden Orte, um den Braunkohleabbau weiter vorantreiben zu können. Die Steinitzer hatten das Schicksal der Schwesterkirche im benachbarten Wolkenberg vor

Augen, die mit dem gesamten Dorf noch in den 1980er und 1990er Jahren dem Braunkohletagebau weichen musste. Die dortigen Wandmalereien befinden sich heute im Museum in Spremberg. Die Kirche in Steinitz blieb stehen, weil der Tagebau kurz vor dem Ort Halt machte. Bereits zum Abriss für den Tagebau Welzow-Süd freigegeben, führte die Entscheidung eines veränderten Grubenverlaufs des Tagebaus 1993 zum Erhalt der Steinitzer Dorfkirche. Mit großem Engagement der Kirchengemeinde wurden Maßnahmen zur Sicherung der Kirche bereits in den 1990er Jahren ergriffen, die jedoch infolge der stark begrenzten Verfügbarkeit von Baustoffen und der geringen finanziellen Möglichkeiten einen eher temporären Charakter hatten. Durch den Bergbaubetreiber Vattenfall wurde eine Dokumentation mit dem Titel *Die Feldsteinkirche zu Steinitz – vom Abriss verschont und doch nicht gerettet* in Auftrag gegeben, die den hohen kulturellen und bauhistorischen Wert der Kirche aufzeigt.

Die durch den Braunkohleabbau bedingte Perspektivlosigkeit führte zu jahrzehntelangem Leerstand und zu mangelndem Bauunterhalt. Schäden an der Dach- und Deckenkonstruktion, der Dachdeckung und dem Mauerwerk stellen bis heute eine Gefährdung des Bestandes dar. Es regnete hinein und die Ausstattung ist so gefährdet, dass die Deckenbemalung aus nachreformatorischer Zeit in großer Gefahr steht, verloren zu gehen. Dies konnte auch die lange Familientradition der „Schlüsselbewahrer“ nicht verhindern, die Vandalismus verhütet und für die Wiederanbringung des einen oder anderen Dachziegels gesorgt hat. Die Dringlichkeit von Sicherungsmaßnahmen wurde erkannt, und die Einwohnerinnen und Einwohner von Steinitz bemühen sich zusammen mit der Vattenfall-Nachfolgerin LEAG, der Stadt Drebkau, der evangelischen Kirchengemeinde und dem Landkreis Spree-Neiße um die nachhaltige Bewahrung der Kirche. Man ist sich einig, dass es nicht sein kann, dass dieser wertvolle Sakralbau – sozusagen als Nachwehe gestoppter Pläne – verloren geht.

Ein Forschungsseminar der Fachgebiete Baugeschichte und Denkmalpflege der Brandenburgischen Technischen Universität Cottbus-Senftenberg trug mit einer umfassenden Dokumentation des Baus und von Teilen der überwiegend barocken Ausstattung wesentlich dazu bei, dass dieser bislang nur notgesicherte Ort der Tagebaugeschichte jetzt eine Perspektive erhält. Die Untersuchungen wurden 2019 in einem Arbeitsheft des Brandenburgischen Landesamtes für Denkmalpflege und Archäologischen

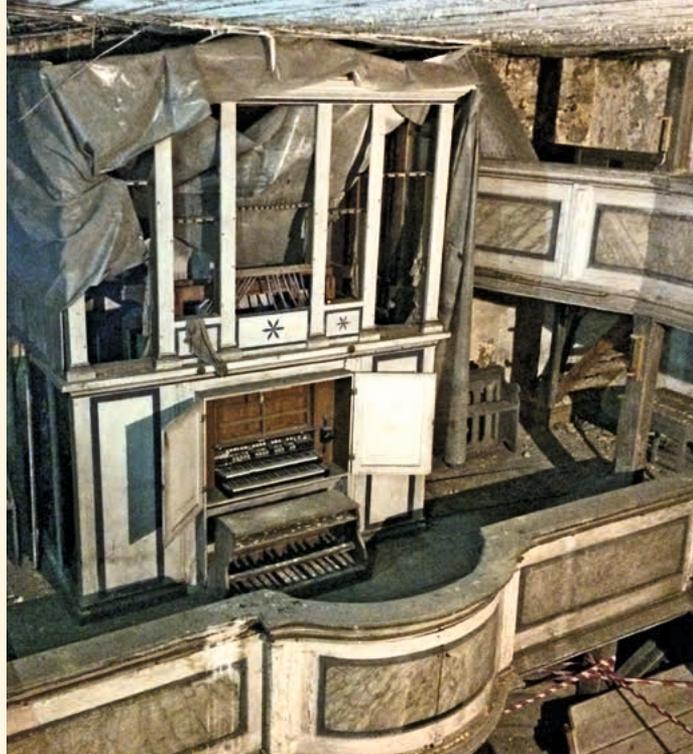


Landesmuseums mit dem Titel *Die Dorfkirche Steinitz (Niederlausitz) – Ergebnisse eines Forschungsseminars der BTU Cottbus* veröffentlicht.

Es wurden Fördermittel des Landes Brandenburg (aus dem Programm „Denkmalhilfe“) zur Sicherung der Dachkonstruktion und Herstellung der Begehbarkeit der Dorfkirche Steinitz bewilligt. Die Zuwendung



Renaissancedecke mit gemalten Scheinkassetten und Blütenmotiven im Ostteil der Kirche; Foto: Dorothee Schmidt-Breitung



*Blick zum Orgelprospekt;
Foto: Dorothee Schmidt-Breitung*

ist für die Instandsetzung des Dachtragwerks mit Dachdeckung sowie des angrenzenden Mauerwerks von Ost- und Westgiebel und der Traufgesimse vorgesehen. Die Sanierungsarbeiten an der Außenhülle erfordern jedoch eine fachgerechte Sicherung der wertvollen Ausstattung im Innenbereich noch vor Beginn der Baumaßnahmen. Davon sind besonders die bemalte Holzbalkendecke und die stark gefährdeten Wappenmalereien an den Emporen betroffen. Hier fördert die Ostdeutsche Sparkassenstiftung die Not-sicherung der Wappenmalereien und die Konservierung der mit Scheinkassetten und Blumen bemalten Renaissance-Holzbalkendecke, die in das zweite Drittel des 16. Jahrhunderts datiert werden konnte. Nach gegenwärtigem Wissensstand ist eine Einordnung um 1520 bis 1540 denkbar – dies wird u. a. durch Vergleiche mit der Erstfassung von bemalten Decken in Schloss Colditz (Sachsen) gestützt. In Brandenburg sind erhaltene Raumfassungen aus dieser Zeit sehr selten und daher außerordentlich wertvoll!

In regelmäßigen Abständen sind mittelalterliche Weihekreuze im Sockelbereich der Wände erkennbar. Bei den übrigen Wandmalereibefunden handelt es sich wahrscheinlich um Malerei der Renaissancezeit: Am östlichen Ende der Südwand, in der Nische eines Wandschranks, sind ein skizziertes Pferd und einander teilweise überlagernde Notizen und Sprüche in Kohle, Rötel sowie eine mit dem Pinsel in Schwarz ausgeführte flüchtige Inschrift zu sehen.

Die Wandmalerei an der Nordwand in der heutigen Patronatsloge zeigt einen Reiter und eine Gestalt mit einer Kreuzesfahne. Zu dieser Gestaltung gehört eine rahmende Gliederung mit kannelierten Säulen, die um die Tür zur Loge nachgewiesen wurde. Beim Reiter handelt es sich um eine Darstellung des heiligen Georg zu Pferde, daneben führt die Königstochter (mit Krönchen auf dem Kopf und langem Kleid) wohl den Drachen am Band und trägt eine Standarte mit Kreuzfahne. Die Darstellungen sind fragmenta-

risch erhalten und nur grob sondierend freigelegt. Durch eine sensible Nachfreilegung würde die Szene besser erkennbar.

Sowohl die Weihekreuze als auch das Pferd und die Inschrift in dem Wandschrank liegen ohne weitere Grundierung direkt auf dem Putz, während die Darstellung auf der Nordwand als Seccomalerei auf einer Kalktünche ausgeführt wurde. Das Pferd in der Nische wurde mit dem Pinsel flüchtig skizziert, während Pferd und Reiter auf der Nordwand sorgfältig gemalt wurden. Vergleiche mit der abgenommenen Wandmalerei aus der abgebrochenen Kirche von Wolkenberg liegen nahe. Die zeitliche Einordnung der Wandmalerei in das erste Drittel des 16. Jahrhunderts wird durch Vergleiche der Darstellung des Pferdes mit Radierungen von Albrecht Dürer gestützt.

Diese kunsthistorischen Bezüge sowohl der Bemalung der Holzbalkendecke als auch der Wandmalerei auf der Nordwand weisen darauf hin, dass in der Kirche Steinitz eine für Brandenburg überregional bedeutende und außerordentlich umfangreich und gut erhaltene Ausstattungsphase des frühen 16. Jahrhunderts vorliegt, deren Sicherung und Erhaltung dringend erforderlich ist.

Im November des letzten Jahres haben Restauratoren mit der Konservierung der Farbfassung auf den Emporen und auf der Renaissancedecke im Ostteil der Kirche begonnen. Im Frühjahr 2021 sollen die Baumaßnahmen zur Sicherung der Dachkonstruktion und Reparatur bzw. Neudeckung des Daches sowie bauliche Sicherungsmaßnahmen vor allem am Ostgiebel, an einem statisch zu sichernden Pfeiler und an der Traufe erfolgen.

Während die Renaissancedecke im Ostteil der Kirche in diesem Jahr konserviert und holztechnisch ergänzt werden kann, fehlen Gelder für die weiterführende Restaurierung der Wappenmalerei an den Emporen und für die Konservierung und Restaurierung der Wandmalereien!

Der ehemalige Kanzelaltar der Kirche mit seiner fein differenzierten klassizistischen Fassung ist abgebaut in Einzelteilen in der Kirche gelagert. Eine erste Erfassung des Kanzelaltars ist erfolgt – weitere Sicherungsmaßnahmen sind dringend erforderlich! Auch der Orgelprospekt ist in einem traurigen Zustand und müsste dringend gesichert werden!

Entscheidend für die Nachhaltigkeit aller Rettungsmaßnahmen ist, dass nicht nur die notwendige Finanzierung gewährleistet ist, sondern, dass dieser Kirchenbau wieder als Zentrum für die Einwohnerinnen und Einwohner des Dorfes im sakralen und profanen Sinne dient:

Die Lausitz soll zu einer „Europäischen Modellregion für den Strukturwandel“ ausgebaut werden – das geht nicht ohne die Bewahrung des wertvollen Bestandes an Bau- und Kunst- sowie technischen Denkmälern! Eine nachhaltige Zukunft baut auf der Vergangenheit auf, deren sichtbare und erlebbare Zeugnisse sie für uns lebendig halten. Ohne zeitnahe fachliche Restaurierungsarbeiten ist neben dem drohenden Verlust der wertvollen Deckengestaltung und Wandmalereien auch die zukünftige Nutzung des Kirchenbaus in Gefahr. Sollte keine Konservierung stattfinden, muss die Kirche dauerhaft gesperrt werden.

Wir alle müssen in unserer Gesellschaft etwas dafür tun, damit nicht nur dieser Sakralbau, sondern die Lausitz eine Zukunft hat. —



Abgebauter Kanzelaltar, Bekrönung des Kanzelkorbes;
Foto: Holger Herschel

Anzeige

Treten Sie ein!

Jedes Pfarramt ist eine Kircheneintrittsstelle

■ EVANGELISCHE KIRCHE
■ Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz



Infotelefon 030 24 344 121
www.ekbo.de/service/kircheneintritt

www.ekbo.de

KONRAD MRUSEK

Überraschung unter dem Ruß

Schnelle Hilfe für die Maria-Magdalenen-Kirche

Konrad Mrusek ist Journalist und Mitglied im Vorstand des Förderkreises Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e. V.

Der Pfarrer von Eberswalde ist inzwischen auch zu einem guten Kletterer geworden. Es ist daher gar nicht so einfach, ähnlich schnell wie Hanns-Peter Giering über diverse schmale Leitern bis in die fünfte Etage des riesigen Gerüsts zu steigen, das seit fast einem Jahr den gesamten Innenraum der Maria-Magdalenen-Kirche ausfüllt. Wer es bis oben geschafft hat, der kann die Decke und die Gewölberippen des mittelalterlichen Gotteshauses berühren und bekommt eine Ahnung davon, wie mühsam es gewesen sein muss, den Ruß zu entfernen, den der Schwelbrand am 2. Dezember 2019 erzeugt hatte. „Der Feuer-Schaden war gar nicht so groß“, sagt Giering, „weil der Brand vor allem in einem kleineren Raum auf der Südempore des Chores wütete. Doch der Ruß-Schaden an Orgel, Altar und an den Kirchenwänden war immens.“ Als er an jenem dramatischen Montagmorgen das Hauptportal der Kirche öffnete, da habe er vor lauter Rauch kaum einen Meter weit sehen können. Kurz zuvor hatte ihn eine Passantin alarmiert, die aus einem der Chorfenster Rauch steigen sah. Schon gegen Mittag war das Feuer gelöscht, doch allein die Beseitigung der Rußschicht an den Wänden dauerte drei Monate. Und nicht weniger als sechs Wochen benötigte man für die



*Maria-Magdalenen-Kirche Eberswalde;
Fotos: Hanns-Peter Giering*

Aufstellung des Gerüsts, das sich an den Wänden der dreischiffigen Backsteinbasilika abstützt.

Der giftige Gestank ist längst aus der Kirche gewichen und die aufwendige Putzaktion ist seit Monaten abgeschlossen. Doch noch immer gibt es Stellen, wo der schwarze Ruß zu sehen ist, weil er sich in den Backstein von Wänden oder Gewölben gefressen hat. „Den kann man nicht mehr entfernen“, sagt Hans Burger vom Brandenburgischen Landesamt



Brandschaden auf der Südempore des Chores

Eingerüstetes Kirchenschiff während der Sanierungsarbeiten

für Denkmalpflege. Daher wird er übermalt mit roter Farbe wie die übrigen Gewölberippen.

Die Spezialfirma Belfor Brandsanierung hat gegen den Ruß viele Techniken ausprobiert, unter anderem auch ein Latex-Verfahren, bei dem eine spezielle Paste mit dem Pinsel auf Mauerteile aufgetragen wird. Die Paste härtet über Nacht aus und kann dann wie eine Folie mitsamt dem Ruß von der Wand abgezogen werden. Auf einem Video, das Pfarrer Giering aufgenommen und bei Youtube hochgeladen hat, kann man sehen, wie diese Methode in der Kirche angewendet wird. Doch bei weitem nicht überall konnte die Folien-Technik eingesetzt werden, oft half nur das mühsame Spachteln und Abkratzen der verrußten Farbschichten. Mehr als ein Dutzend Mitarbeiter waren daran beteiligt, darunter auch etliche Muslime aus dem Nahen Osten, die zur Spezialfirma gehören. In seinem Video bedankt sich der Pfarrer für „diese multikulturelle Hilfe“ im protestantischen Gotteshaus. Ähnlich aufwendig war die Putzaktion an den 41 Bleiglasfenstern, die innen mit einer klebrigen Rußschicht überzogen waren. Drei der Fenster mussten wegen ihrer strukturellen Schäden sogar ausgebaut und in einer Werkstatt gereinigt und saniert werden.

Schon vor dem Abschluss der Ruß-Aktion Ende August 2020 begannen nicht nur die Restauratoren mit der Reinigung des barocken Altars aus dem Jahre 1606, auch Denkmalpfleger Hans Burger kletterte nun häufiger auf das Gerüst. Dabei entdeckte er zwei Reste mittelalterlicher Gewölbemalereien, die zuvor nicht bekannt waren. Zumeist handelt es sich hier um Pflanzenornamente. Sie wurden dokumentiert und gesichert. Die Restauratoren reinigten auch die weiteren Malereien, darunter den großen Christophorus aus dem frühen 16. Jahrhundert in der Nordempore am Übergang zum Chorraum.

Die Kirchengemeinde hatte in zweifacher Hinsicht Glück im Unglück. Zum einen, dass sich der



Schmelbrand auf die frühere Seitenkapelle an der Südseite des Chores beschränkte und nicht auf das Hauptschiff übergriff. So blieben fast alle Kunstschätze der Kirche vor den Flammen bewahrt. Es fielen zwar Glutteile aus der hölzernen Brüstung des Raums in den Chor, diese entzündeten indes lediglich ein Dutzend Stühle; der prächtige Altar fing nicht Feuer. Das zweite Glück besteht darin, dass der Brandschaden von etwa 1,4 Millionen Euro in vollem Umfang durch die Versicherungen Allianz und Ecclesia gedeckt wird. Der nächtliche Schmelbrand entstand nicht, wie man zunächst vermutete, durch einen Kurzschluss in der veralteten Elektrik, sondern weil im Laufe der Nacht die Hitze einer starken Lampe die hölzerne Brüstung entzündete.

Schon früher hatte man geplant, die elektrische Anlage zu erneuern, um sie auch für die vielen Kulturveranstaltungen, die es schon länger in der Kirche gibt, nutzen zu können. Nun muss und wird dies auch geschehen. Die Versicherung zahlt dafür zwar nicht, aber der Pfarrer ist zuversichtlich, etwa 400.000 Euro beschaffen zu können, um die Elektrik und andere Einbauten finanzieren zu können. Sein Optimismus gründet sich nicht in erster Linie darauf, dass Bund und Land sich an diesen Kosten beteiligen wollen, sondern auf der unerwartet großen Spendenbereitschaft, die Giering nach dem Feuer erlebte. Es kamen ziemlich schnell etwa 70.000 Euro zusammen; dazu zählte auch eine wenige Tage nach dem Brand zugesagte Zuwendung des Förderkreises Alte Kirchen in Höhe von 5.000 Euro. Besonders gefreut hat es Giering, dass auch eine Berliner Gemeinde 5.000 Euro überwies und selbst von kleinen Dorfkirchengemeinden 500 Euro kamen, die nicht gerade im Geld schwimmen.

Der Pfarrer nutzte auch die modernen Medien, um das bürgerschaftliche Engagement in Eberswalde

Gereinigte Christusfigur am Renaissancealtar



Überraschung unter dem Ruß



Freigelegte mittelalterliche Wandmalerei

zu wecken. Ein Beispiel dafür sind seine diversen Filme auf Youtube, die Blogs Maria-Magdalena, in denen er nicht allein den Gerüstbau und die Reinigung der Kirche erläutert, sondern auch archäologische Grabungen zeigt. So fand man auf der Empore über der sogenannten Brautkapelle, wo der Brand ausbrach, verschiedene Münzen aus dem siebzehnten Jahrhundert sowie Reste von Tabakspfeifen, Broschen und sogar Austernschalen aus späterer Zeit. Daraus schließen Archäologen, dass hier einst eine Loge für Ratsherren oder Adlige war, die während der Gottesdienste vielleicht etwas verzehrten.

Für seine digitalen Aktivitäten hat der Pfarrer eine simple Begründung: „Wenn die Leute nicht in die Kirche kommen können, muss die Kirche zu den Menschen gehen.“ Der Brand und Corona seien 2020 eine Katastrophe für die Gemeindearbeit gewesen, sagt Giering, auch wenn das Feuer durchaus mehr

Interesse an der Kirche geweckt habe. „Früher zählte ich mitunter 300 Gläubige in der Maria-Magdalenen-Kirche, etwa zum Erntedank-Gottesdienst. In die Johanneskirche, die als Ausweichquartier diente, durften wegen Corona maximal 50 Personen. Die Kirchengemeinde hat 2.500 Mitglieder, sie schrumpft wegen der schlechten Altersstruktur, spürt also bisher nichts vom Zuzug junger Berliner nach Eberswalde.“

Trotz der Pandemie hat der Pfarrer die Hoffnung, dass die Maria-Magdalenen-Kirche dereinst wieder ähnlich gut besucht sein wird wie in der Vor-Corona-Zeit. Wird es im Sommer 2021 wieder Gottesdienste geben oder womöglich schon im Frühjahr? „Es wäre schön, wenn dies schon im Frühjahr möglich ist“, sagt Giering, „aber ich will öffentlich nichts versprechen, was womöglich nicht zu realisieren ist.“ —

ANDREAS FLENDER

Wenn die Gruft sich öffnet Sepulkralarchäologen über die Schulter geschaut

Andreas Flender ist ehrenamtlicher Baubeauftragter der evangelischen Kirchengemeinde Havelländisches Luch und Regionalbetreuer des Förderkreises Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e. V. für den Landkreis Havelland.

In den vergangenen Jahrzehnten sind zahlreiche alte Kirchen vor dem Verfall gerettet worden, so dass man sich in den letzten Jahren stärker auf die „inneren Werte“ der Gebäude konzentrieren konnte. Vielerorts wird der Friedhof um die Kirche herum noch heute für Bestattungen genutzt, in anderen Orten zeugen verwitterte Grabsteine von seiner früheren Nutzung. Aber auch die Kirchengebäude selbst waren zu allen Zeiten Begräbnisstätten. Der Umgang mit Gräbern und Grüften als Bestandteil unserer Kultur ist wieder stärker ins Bewusstsein gerückt und mit ihnen auch die Fachleute, die hier unweigerlich einbezogen werden müssen. Sie sind nicht wegzudenken: die Archäologen, die immer dann gefordert sind, wenn die notwendigen Arbeiten „unterhalb der Oberkante Erdboden“ erfolgen. Landläufig bekannt sind Archäologen meist durch ihre Tätigkeit bei Ausgrabungen von unterirdischen Siedlungsresten und beim Auffinden von Tonscherben und Geldmünzen aus früheren Zeiten. Das Ehepaar Dr. Andreas und Dr. Regina Ströbl blickt hier auf viele Jahrzehnte



Erfahrungen zurück. Inzwischen haben sie sich auf die frühneuzeitliche Begräbniskultur spezialisiert. Die beiden studierten Kunsthistoriker und Sepulkralarchäologen aus Lübeck sind überall im Land gefragt, wenn es darum geht, Grablegen zwischen Renaissance und Jugendstil zu dokumentieren. Sie gründeten im Jahr 2011 die Forschungsstelle Gruft.

Ab der Mitte des 16. Jahrhunderts errichteten die Adelsfamilien, die vielfach auch das Kirchenpatronat innehatten, verstärkt auch in kleinen Kirchen eine Begräbnisstätte für die Familie. Bei der Vielzahl der Dorfkirchen in Brandenburg aus dieser Zeit ist es daher kein Wunder, dass die Forschenden verstärkt auch hier im Einsatz sind. Die wissenschaftliche Erforschung ist indes im Normalfall nicht der Auslöser für ihr Tätigwerden. Oft sind es bauliche Maßnahmen an den zahlreichen Dorfkirchen des Landes. In Schilde (Prignitz) wurde um die Gruft herum eine Hüllensanierung der sehenswerten Dorfkirche ausgeführt, und in Wagenitz (Havelland) wollte man zunächst nur sichergehen, dass von dem Kellergewölbe keine Schimmelgefahr ausgeht, wenn man die darüberliegende Kirche aufwendig saniert. In Golzow (Potsdam-Mittelmark) ist der Gruftzugang in den Kirchenraum integriert und bildete den Abschluss der Sanierungsarbeiten.

Der erste spannende Augenblick ist dann gekommen, wenn eine über Jahrzehnte vermauerte oder nicht begangene Begräbnisanlage erstmals wieder betreten wird. Hier erhält die Redewendung „ans Licht kommen“ eine ganz neue Bedeutung. Die Forschenden sind gekleidet mit Ganzkörperanzug in Weltraum-Qualität, die einzigen Waffen sind helle LED-Strahler. Von Gruselkabinett also keine Spur. Erst wenn die Fachleute Entwarnung geben, dürfen andere befugte Personen mit oder ohne Atemschutz den Bereich betreten.

Gruft derer von Bredow in Wagenitz, Metallrestauratorin Anne-Batzilla beim Reinigen eines Kindersarges aus dem frühen 19. Jahrhundert; Fotos: Andreas Ströbl





WAGENITZ, HVL
BREDOW - GRUFT
SÜDKAMMER
SARGE 1-3 20. 7. 2020
FORSCHUNGSSTELLE
GRUFT, LÜBECK

Zunächst erfolgt eine Bestandsaufnahme, hier werden die Art und Anzahl der Särge ermittelt sowie deren Erhaltungszustand. Andreas Ströbl hat für die Klassifizierung eigens ein Typenverzeichnis für Särge entwickelt, um die Einordnung für die noch sehr junge Forschung zu erleichtern. In Schilde registrierte man 14 Särge der Familie von Graevenitz, in Wagenitz 26 Särge – darunter zehn Kindersärge – der Familie von Bredow, und in Golzow waren es sogar 28 Särge der Adelsfamilie von Rochow. Es gehört zu den Grundsätzen der Forschungsstelle Gruft, dass unversehrte Grablegen nicht geöffnet werden. „Ist ein Sarg intakt, dann würden wir zwar zu gerne hineinschauen, aber wir tun das nicht, sondern überlassen das künftigen Generationen, die das vielleicht mit besserer Technik zerstörungsfrei vornehmen können“, sagt Andreas Ströbl.

Grüfte in Dorfkirchen sind im Grunde gemauerte Gebäude „um einen oder mehrere Särge herum“ und manchmal von einem gewöhnlichen Kellergewölbe nicht zu unterscheiden. Bei guten klimatischen Bedingungen bleiben die Särge über Jahrhunderte erhalten. Das gilt im Übrigen auch für die natürliche Mumifikation der dort beerdigten Leichname.

*Gruft derer von Bredow in Wagenitz,
Blick in die Südkammer zu Beginn der Arbeiten*



Gruft derer von Rochow in Golzow, durch Plünderer aufgebrochene Särge zu Beginn der Arbeiten

Gruft derer von Rochow in Golzow, Regina Ströbl beim Reinigen eines Sarges aus dem 19. Jahrhundert

In Golzow war die Mehrzahl der Särge noch in gutem Zustand und es ging vor allem darum, diese zu reinigen und dauerhaft gegen Verfall zu schützen. In Schilde und Wagenitz hingegen gab es genügend Särge und Bestattungen, die nicht mehr intakt waren. In Schilde lagerte Munition in einem der Särge; offenbar hatten Soldaten für das kostbar-tödliche Gut einen trockenen Ablageort gefunden. In Wagenitz wurden Nester von Tieren entdeckt. In beiden Grüften waren die Untersärge weitgehend vergangen. Hier beginnt dann eine wahrhafte Puzzle-Arbeit für die beiden Archäologen. Mit aller Vorsicht werden die vorgefundenen Reste von Sarg und Bestattung sortiert, gesiebt und zugeordnet. Da sind wir wieder in der Welt der Archäologie, wenn aus einem vermeintlichen Schutthaufen ein Sargbeschlagn aus Buntmetall oder der Knopf einer Soldatenuniform auftaucht.

Eindringende Nässe und schlechte Belüftung sind oftmals Ursachen eines solchen Verfalls. Aber auch Menschenhand sorgte für Schäden und Zerstörung. So meldete sich in Golzow auf den öffentlichen Aufruf hin eine Person beim Pfarrer und gab den Schädel eines Toten zurück, den diese als Jugendliche entwendet hatte, um Kameraden zu erschrecken. Womöglich auch zur Vermeidung solcher Plünderungen wurden Grüfte vermauert, was wiederum die Belüftung empfindlich störte und das Wachstum des Gemeinen Hausschwamms begünstigte. In Schilde wurde daher mit der Sanierung für eine dauerhafte Querlüftung gesorgt, in Wagenitz wurde die bestehende Querlüftung verbessert und durch die Öffnung des Zugangs weiter optimiert.

Wenn man den beiden Forschenden bei der Arbeit zuhört und zuschaut, kommt man immer wieder ins Staunen. Auch nach mehr als 50 Referenzprojekten hört man Andreas Ströbls erstaunten Ruf: „So etwas habe ich noch nie gesehen.“ Und dann gab es wieder einen Fund als Teil des großen Puzzles der frühneuzeitlichen Bestattungskultur. Apropos Fund: Mit hochgradig wertvollen Grabbeigaben haben sich in der Regel frühere Generationen bedient: „Da kommen wir zu spät“, sagen die Archäologen. Aber zum Beispiel eine reich verzierte Epaulette oder eine Zahnbürste gehören zu den Überraschungen. Wenn der interessierte Besucher fragt, wie groß denn der hier Bestattete einst gewesen sein könnte, legt sich Andreas Ströbl neben den Sarg und fragt den verblüfften Besucher: „Würde ich denn reinpassen?“ Särge aus dem Katalog gab es nämlich erst zum Ende des 19. Jahrhunderts, vorher wurden sie einzeln angefertigt. Mehr noch: Oftmals ließ der Verstorbene sie bereits zu Lebzeiten anfertigen. In Wagenitz gibt es einen eindrucksvollen Beweis auf einer Sarginschrift, bei der nur noch der genaue Todestag post mortem ergänzt wurde. Regina Ströbl ist Spezialistin für Textilrestaurierung und kann an den kleinsten Stoffteilen feststellen, wie (hübsch) der oder die Verstorbene gekleidet war. Und es ist für sie selbstverständlich, dass sie die vorgefundenen Bestattungen sorgfältig in Leinentuch einwickelt, bevor sich der Sargdeckel darüber wieder für immer schließt.

Doch zunächst einmal gilt es, die Särge wieder zu ertüchtigen. Ein interdisziplinäres Team von Restauratoren berät je nach Erhaltungszustand über die Art



der Wiederherstellung. Ist der Sarg noch gut erhalten, genügt häufig eine Reinigung der Oberflächen. Am anderen Ende der Schadensskala steht der vollständige Neubau (Rekonstruktion), oft als letzte Möglichkeit. Dazwischen gibt es abgestufte Verfahren, zum Beispiel eine Teilrekonstruktion oder Ergänzungen. Und der interessierte Beobachter staunt, wie mittels Wattestäbchen oder destilliertem Wasser Inschriften wieder lesbar werden oder Lackschichten plötzlich wieder in altem Glanz erstrahlen.

Zum weiteren Umgang mit einer sanierten Gruft beobachten wir ein sehr differenziertes Spektrum an Möglichkeiten. In Kampehl (Ostprignitz-Ruppin) ist mit dem Landadeligen Christian Friedrich Kahlbutz eine vollständig erhaltene natürlich mumifizierte Bestattung unter einem gläsernen Sargdeckel als Tourismusmagnet bekannt. In Illmersdorf (Spree-Neiße) befinden sich elf Särge in einem Seitenschiff der Kirche, fünf Mumien davon sichtbar unter gläsernen Sargdeckeln. In Berge bei Nauen (Havelland) befinden sich zwei Mumien unter einer Glasscheibe, die auf den jeweiligen Untersarg gelegt ist. Die Forschungsstelle Gruft hat sich ganz klar für einen anderen Weg entschieden. Selbstverständlich sind Grüfte Stätten der Erinnerung und des Gedenkens, so deren Credo. Warum die beiden sich gegen gläserne Särge aussprechen, begründen sie mit einer überraschenden Gegen-

Gruft derer von Rochow in Golzow, Blick auf die Särge von Friedrich Wilhelm von Rochow (Stifter der Kirche) und Daniel von Rochow nach Abschluss der Arbeiten



der verschiedenen Familienzweige derer von Bredow befindet sich in Wagenitz. Über 80 Prozent der heute noch lebenden Familienmitglieder wissen dort ihre Vorfahren beerdigt. Wir stehen am Sarg von Ernst Wilhelm Reichsgraf von Bredow (1709 – 1755), seines Zeichens Reichshofrat in Wien und preußischer Etat- und Cabinetsminister in Berlin. Er starb an einem Schlaganfall in Berlin, wo er das ganze Jahr über lebte. Nur im Sommer war er für einige Wochen im Haveland. Auch er wollte „nach Hause kommen“ und als Eigentümer von Wagenitz bei seiner Familie beerdigt sein. Der Sarg mit sechs verzierten Bügelgriffen, für den Transport eigens präpariert, wurde als Innensarg in einen mit Leder bespannten, reichverzierten Corpus eingelassen. Der Untersarg ist stark geschädigt durch Feuchtigkeit, der Sargdeckel von Menschenhand unfauchmännisch, weil in böser Absicht, geöffnet.

Auch sein Sarg steht in Ost-West-Richtung. Wenn sich der Verstorbene einst aufrichtet, schaut er nach Osten, von wo die Wiederkunft Jesu Christi am Jüngsten Tage erwartet wird. Abschließend sei daher noch einmal Andreas Ströbl zitiert: „Grüfte sind keine Stätten des Vergangs, sondern Orte der Auferstehung!“ Ein Zeitgenosse des Reichsgrafen von Bredow hat das so formuliert:

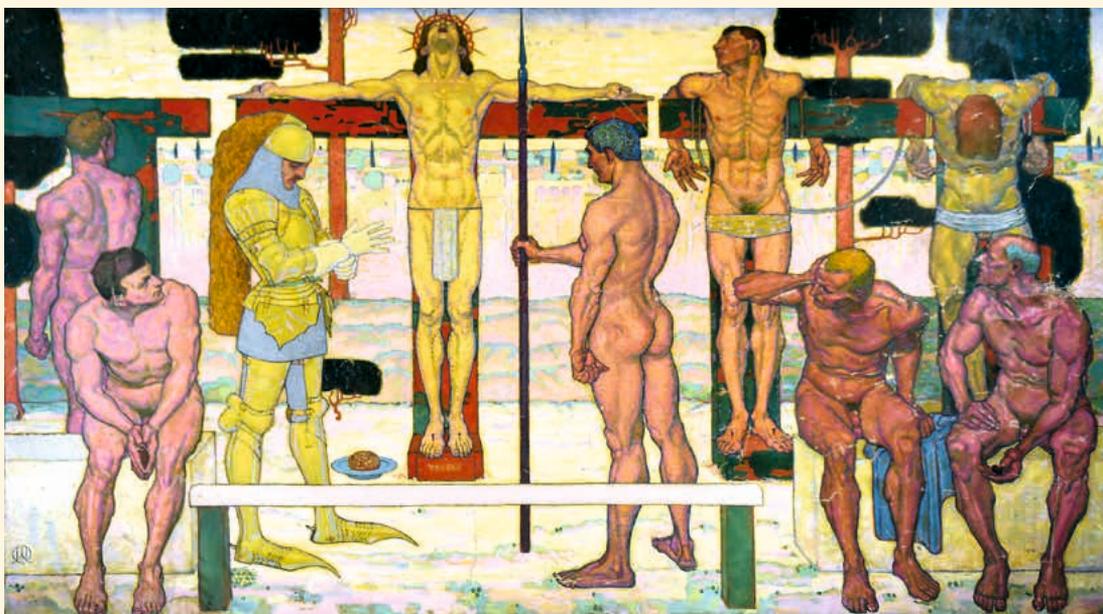
*Ach Herr, lass dein' lieb Engelein
Am letzten End' die Seele mein
In Abrahams Schoß tragen;
Den Leib in sein'm Schlafkämmerlein
Gar sanft, ohn' eig'ne Qual und Pein,
Ruhn bis am Jüngsten Tage!
Alsdann vom Tod erwecke mich,
Dass meine Augen sehen dich
In aller Freud', o Gottes Sohn,
Mein Heiland und Genadenthron!
Herr Jesu Christ, erhöre mich,
Ich will dich preisen ewiglich!*

frage: „Möchten Sie nach Ihrem Tod in einem Schau- fenster ausgestellt werden?“ Selbst wer diese Frage für sich bejahen sollte: Wie mag eigentlich der Wille des Verstorbenen gewesen sein, der hier vor mehreren hundert Jahren beerdigt wurde? Und so stand von vornherein fest, dass in Schilde, Golzow und Wagenitz alle restaurierten Säрге wieder einen Holzdeckel erhalten, der fest mit dem Untersarg verbunden ist – wie eben zum Zeitpunkt der ursprünglichen Beerdigung. Die Erinnerungsstätten sind nach ihrer Restaurierung eingeschränkt zugänglich, was in der Verantwortung der jeweiligen Kirchengemeinde geregelt wird.

Die Adelsfamilie von Bredow: Theodor Fontane beschreibt sie als die Märkischste aller märkischen Adelsfamilien. Eines der zahlreichen Erbbegräbnisse

Johann Sebastian Bach (1685 – 1750) beendet mit diesem Choral als Schlusschor seine Johannes-Passion (BWV 245), in der er die Leidensgeschichte Jesu aus der Sicht des Evangelisten Johannes musikalisch wiedergibt. In Schilde, Golzow, Wagenitz und wohin immer die Gruftforschenden noch zum Einsatz gerufen werden, wurde und wird diese Ruhe wiederhergestellt und die Memorialkultur für die nächsten Generationen erhalten. —





RALF-GÜNTHER SCHEIN

Das einsame Sterben Christi

Zwei Monumentalgemälde Willy von Beckeraths
in der Dorfkirche Löwenberg (Oberhavel)

Pfarrer Ralf-Günther Schein ist Beauftragter für die Kunst in den Kirchen
des Kirchenkreises Oberes Havelland.

Es war am Weihnachtsfest 1931, als der Maler Willy von Beckerath einen Brief an seinen Freund, den Hamburger Medizinprofessor Hans Much, schrieb. Darin kündigte er zwei große Geschenke an, die Gemälde „Die Predigt des Johannes“ von 1907 (5,90 m x 4 m) und eine „Kreuzigung“ von 1910 (5,50 m x 3 m): *Es würde mich freuen, wenn die Bilder in der Kirche deiner Heimat einen würdigen Platz fänden. Einmal sind sie ja nicht gemalt worden, um ewig im Magazin verborgen zu liegen; was sie auch nicht verdienen, denn es sind gute Bilder; und dann sind sie für einen Monumentalbau auch gut geeignet.*

In einem Dankesbrief vom Löwenberger Gemeindegemeinderat an Professor Much, der auch Beckerath gilt, heißt es unter anderem: *Es ist uns eine große Freude und Ehre, den Gemälden eines so berühmten Meisters in unserem Gotteshaus einen würdigen Platz schaffen zu dürfen und wir schulden Ihnen immerwährenden Dank, daß Sie durch diese selbstlose Gabe dazu beitragen, den Ruhm unserer Kirche wieder herzustellen.*

Hans Much war der Sohn des ehemaligen Löwenberger Pfarrers Karl Much, der von 1882 bis 1922 in Löwenberg wirkte. Die alte Löwenberger Kirche war 1808 abgebrannt. Nach dem Wiederaufbau war der alte Ostchor vom Hauptschiff durch eine Mauer getrennt worden. Pfarrer Much wollte dies rückgängig machen, und mit Hilfe seines Sohnes, der in

Hamburg viele Kontakte zu Künstlern hatte, wurde geplant, dass der impressionistische Maler Gustav Gildemeister den Ostchor neu ausmalt. Doch Gildemeister fiel 1915 im Ersten Weltkrieg. Hans Much – ein Weltbürger, Schriftsteller, Kunstliebhaber und als Wissenschaftler an der Entwicklung der „Spalt Schmerztablette“ beteiligt – erzählte von den gescheiterten Plänen des Vaters in seinem Freundeskreis, zu dem auch Beckerath gehörte.

Willy von Beckerath, der heute fast vergessen ist, wurde 1868 in Krefeld geboren. Seine Familie war eng mit dem Komponisten Johannes Brahms befreundet, den Beckerath mehrmals zeichnete und malte. Beckerath studierte an der Kunstakademie Düsseldorf, war dann in Düsseldorf, München und Dresden tätig (zuweilen auch als Architekt). In Dresden gehörte er zu den Mitbegründern der späteren „Deutschen Werkstätten für Handwerkskunst Hellerau“, die eine Reformsiedlung mitprägte. Von 1907 bis 1930 war Beckerath Professor für Monumentalmalerei an der Kunstgewerbeschule Hamburg-Lerchenfeld. Dort entstand eines seiner Hauptwerke im Stil des Symbolismus: „Die ewige Welle“. In diesem Bilderzyklus wird der Aufstieg und Fall einer Kulturepoche dargestellt. Beckerath starb 1938 im bayrischen Irschenhausen im Isartal.

Hans Much versprach den Löwenbergern Hilfe bei der Sanierung des Ostchores. Er sammelte Geld

Gemälde „Kreuzigung“ von Willy von Beckerath;
Foto: Katrin Karras

und knüpfte mit dem Nachfolger seines Vaters im Pfarramt Kontakte, suchte Sponsoren für den Umbau und für die Hängung der Bilder. In Löwenberg gab es aber vereinzelt auch kritische Stimmen. Vermutlich sorgten auch die entblößten Gestalten auf den Gemälden für Bedenken.

Beckerath hatte im März 1932 einige Hinweise zur Deutung der „Kreuzigung“ gegeben: *Es war mein Bestreben, das einsame Sterben Christi darzustellen... nur rohe Henkersknechte umgeben ihn ... einziges tröstliches Element ... ist der gläubig gewordene Mörder, der sich Christus zuwendet. Die Henkersknechte würfeln um die Kleider Jesu – dabei hält sich einer das Ohr zu, weil ihn das Schreien Christi stört ... auch die heftigen Farbkontraste haben für mich den Charakter des Dramatisch-Leidenschaftlichen...* Beckerath stellte also im wahrsten Sinne des Wortes die nackte Gewalt dar, die Christus erleidet und trägt. Er schreit seinen Schmerz in den Himmel und befiehlt sich in Gottes Hände. Die Nacktheit auf dem Bild der „Johannespredigt“ hat vermutlich einen anderen Hintergrund: Sie muss vor allem im Zusammenhang mit der Buße und dem damit verbundenen „Ablegen des alten Lebens“ verstanden werden. Unter der Vergebung kann das Leben neu und heilsam bekleidet werden. Für einen Symbolisten wie Beckerath sind wohl immer auch mehrere Deutungen möglich.

1932 gab es dann für das Projekt einen herben Rückschlag. Sehr überraschend starb Hans Much. Der Gemeinde fehlte ohne seine Mithilfe das Geld für einen Umbau. Der Zeitgeist änderte sich, und Themen, die Beckerath in seinen Bildern anspricht, hatten nach 1933 wenig Platz in einer Gesellschaft, die Mitleidlosigkeit und Stärke favorisierte. Die Kriegsjahre ließen die Gemälde in Vergessenheit geraten. Auch nach dem Krieg war anderes wichtiger und im Ostchor wurde eine Winterkirche mitsamt Gemeindegküche und Toilette eingebaut. Heute werden die Räume nur noch selten genutzt.

Seit wenigen Jahren gibt es von einem „Beckerath-Freundeskreis“ Überlegungen, nun endlich den Ostchor für die Bilder herzurichten. Die Gemälde liegen eingerollt und in Kisten verpackt auf der Empore der Löwenberger Kirche. Als man sie Anfang

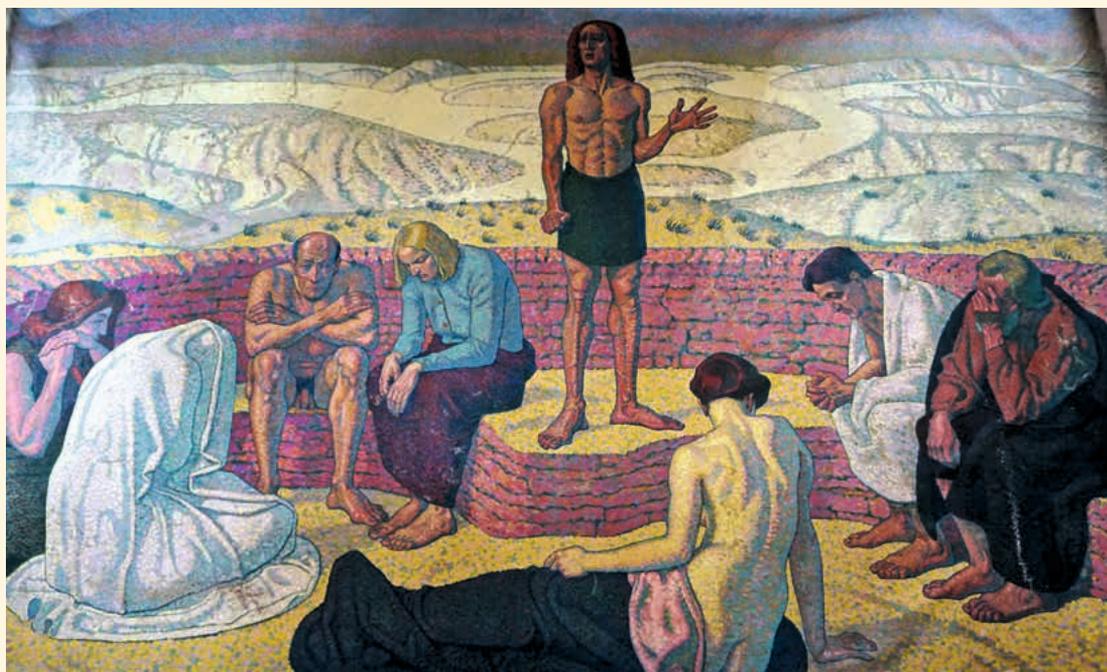


Dorfkirche Löwenberg; Foto: Stefan Determann

2019 entrollte, wurden viele Schäden an den Bildern sichtbar. Nach Aussagen eines Restaurators besteht dringender Handlungsbedarf. Der Löwenberger Gemeindegkirchenrat zögert, wegen anderer wichtiger Baumaßnahmen (Kirchendach, Glocken), das Projekt „Ostchor“ anzugehen. Der Umbau und die Restaurierung der Bilder würden etwa 130.000 Euro kosten. Es werden darum dringend Sponsoren gesucht, um die Löwenberger Kirche wieder zu einem besonderen Ort zu machen.

Löwenberg ist ein Verkehrsknotenpunkt und hat 1945 auch den Todesmarsch von Häftlingen des KZ Sachsenhausen erlebt. Dies könnte thematisch mit den Beckerath-Bildern verknüpft werden: Mit der „Kreuzigung“ die Erfahrung von nackter Gewalt und Leid; mit der „Johannespredigt“ der Ruf zur Umkehr und zur Neubesinnung. Diese Bilder wären mit der Aufhängung im Ostchor der Löwenberger Kirche eine Sensation in der Brandenburger Kirchenlandschaft. Die Größe der Gemälde, die Ausführung im Stil des Symbolismus und zum Teil des Pointillismus machen sie als Bilder für einen Kirchenraum einmalig. Der neu gestaltete Ostchor – der auch separat zu begehen ist – könnte für besondere Gemeindeveranstaltungen genutzt werden, zum Beispiel für Gedenkveranstaltungen zum „Todesmarsch“ und für die Verkehrstoten. Er könnte ein Raum sein für Passionsandachten, Bußgottesdienste und Musikveranstaltungen. Die Löwenberger Kirche könnte so vor allem für Autofahrer und Fahrradtouristen als eine „Kirche am Weg“ zu einem besonderen Anziehungspunkt werden. —

Gemälde „Die Predigt des Johannes“ von Willy von Beckerath; Foto: Ralf-Günter Schein





JORINDE BUGENHAGEN

Ein Förderverein, gute Handwerker und viel Unterstützung

Die Sanierung der Dorfkirche in Breitenfeld (Prignitz)

Jorinde Bugenhagen ist Architektin und setzt sich seit 20 Jahren beruflich und auch ehrenamtlich für den Erhalt von Denkmälern ein. Seit 2008 ist ein Hof in Breitenfeld für die Familie das zweite Zuhause.



Kabinettscheiben mit Glasmalerei von 1686



Dorfkirche Breitenfeld 2020 und 2018 (Vereinsgründung); Fotos: Jorinde Bugenhagen

Wie wichtig uns unser Dorf mit seinem historischen Gebäudebestand und seiner kleinen Fachwerkkirche von 1684 ist, wurde uns in den letzten Jahren immer bewusster: Der rasante Verfall des Breitenfelder Kirchturms hat allen unmissverständlich vor Augen geführt, dass wir uns um unser Dorf kümmern müssen – und wollen!

„Denkmale sind identitätsstiftend“, heißt es immer, „sie geben Heimat“ – wie wahr! Doch Denkmale sind nicht selbstverständlich für alle Ewigkeit da – sie brauchen Fürsorge. Der Zustand unseres Kirchturms hat uns klargemacht, wie wichtig das ehrenamtliche Engagement direkt vor unserer Haustür ist.

So begannen wir im Sommer 2017, den Förderverein „Dorfkirche und Anger Breitenfeld“ zu gründen. Im Juni 2019 wurden wir nach einigen verwaltungstechnischen Hürden eingetragen und als gemeinnützig anerkannt. Diesem Vorhaben, der gemeinsamen Fürsorge für unsere Kirche und das Dorf, haben sich viele angeschlossen, unabhängig von Glaube und Konfession. Beruflich decken wir eine große Bandbreite ab – so haben alle ihre Aufgabe als Zahnrädchen im großen Getriebe.

Unser Verein hat es sich zum Ziel gesetzt, zunächst die Sanierung der Dorfkirche finanziell und auch mit Baueinsätzen unter fachkundiger Anleitung zu unterstützen. Mit Konzerten, Lesungen und Filmabenden möchten wir außerdem die Kirche (sobald dies hoffentlich bald wieder möglich ist) für alle öffnen und einen Beitrag zum kulturellen Leben in unserer Region leisten. Kirchenführungen für Groß und Klein soll es geben; eine „Kirchen-Schatz-Suche“

ist in Vorbereitung, um besonders für Kinder die Details unseres wunderbaren Kirchleins mit seiner Geschichte sichtbar zu machen und erklären zu können. „Sehen lernen“, so nannte es der Denkmalpfleger Gottfried Kiesow – denn was wir kennen und wissen, das möchten wir nicht verlieren und schützen es.

Ein Apfelfest haben wir 2019 erstmalig gefeiert: auch die historischen Apfelsorten unserer Region sind ein fast vergessenes kulturelles Erbe. Im Sommer 2020 mussten wir wegen Corona auf Veranstaltungen verzichten – unser Jahresprojekt war deshalb neben Baueinsätzen an der Kirche das Anpflanzen von „Blühstreifen“ im Dorf, um einen Beitrag für den Erhalt der Artenvielfalt und gegen das Insektensterben zu leisten.

Zurück zum Bauablauf: Die Sanierung unserer Dorfkirche konnte beginnen, als wir im Mai 2019 dank der Unterstützung durch die Bundestagsabgeordnete Dagmar Ziegler den Zuwendungsbescheid über 35.000 Euro aus Bundesgeldern (BKM) erhielten. Die Planung, Ausschreibung und Bauleitung konnten wir ebenso wie die für jede Denkmal-Baustelle unverzichtbare Dokumentation, die bauhistorische und auch die holzschutztechnische Untersuchung durch Eigenleistung der Architekten im Förderverein ehrenamtlich beisteuern.

Im Juni 2019 beauftragten wir den Glockensachverständigen Olaf Beckert aus Prenzlau. Dabei stellte sich heraus, dass unsere Glocke spätmittelalterlich und somit älter ist als unsere Kirche – woher sie stammt, möchten wir anhand der Archivunterlagen in Heiligengrabe herausfinden! Vor der Sanierung des Turmes wurde die Glocke samt Joch durch die Firma

Walter instandgesetzt. Die Ausschreibung der Zimmererleistungen gewann Jens Kämmerer (Tischlerei Klopffholz). Mit viel Liebe zum historischen Bestand wurde die Tragstruktur des Turmes behutsam saniert und ist nun für die nächsten Jahrzehnte gerettet.

Um die Jahrtausendwende war die historische Kirchentür durch einen Nachbau ersetzt worden – das ungeeignete Anstrichsystem hatte bereits zu so erheblichen Holzschäden geführt, dass ein erneuter Nachbau unumgänglich war.

Schwierig war es, einen Tischler für einen so kleinen Auftrag zu finden! Im Rahmen der Ausschreibung erhielt schließlich der Holzrestaurator Ronny Stiegert den Auftrag, eine neue Eichentür nach historischem Vorbild zu bauen und mit langlebigen Leinölfarben zu streichen. Die historischen Beschläge werden natürlich wiederverwendet.

Nun steht noch die Aufarbeitung der historischen Fenster an. Mit ihren filigranen rautenförmigen Sprossen und drei aus der Bauzeit der Kirche erhaltenen Kabinettscheiben aus dem Jahr 1686 mit figürlicher Glasmalerei haben unsere Fenster nicht nur für uns, sondern auch kunstgeschichtlich hohen Wert. Von „Die FensterHandWerker“ (Volker und Florian Marten) erhielten wir ein Alternativangebot zur „Umstellung der Fenster auf Leinöl“ und haben uns entschlossen, für diese dauerhaft substanzsichernde konservatorische Maßnahme ein Musterfenster mit Konzeption für die übrigen Fenster in Auftrag zu geben. Dafür liegt uns nun das Angebot vor, das auch von den Denkmalbehörden als Musterprojekt empfohlen wird.

Die übrigen vier Fenster sollen entsprechend des erarbeiteten Konzeptes von einer in der näheren Umgebung ansässigen Firma aufgearbeitet werden, die die Konservierung mit Leinöl erlernen möchte. Die Denkmalbehörden bestätigten uns, dass eine derart qualifizierte Firma in unserer Region dringend gebraucht werde. So möchten wir einen Beitrag leisten, diese historische Handwerkstechnik zur traditionellen Behandlung von Holzfenstern und -türen wieder in das Bewusstsein unserer Generation zurückzubringen. Interessierte Betriebe, Handwerker und Restauratoren können sich gerne schon jetzt bei uns melden!

Aufgrund der Mehrkosten entschieden wir uns, die Aufarbeitung der historischen Fenster aus dem ersten Bauabschnitt auszukoppeln und gesondert zu finanzieren. Ein Antrag auf Denkmalhilfe des Landes Brandenburg ist gestellt. Dass die Deutsche Stiftung Denkmalschutz uns bereits mündlich eine Förderung zugesagt hat, bestärkt uns darin, hier den richtigen Weg zu gehen.

Mit diesem Projekt möchten wir auch andere Besitzer historischer Gebäude ermutigen, auf tradierte und nachhaltige Handwerkstechniken zu vertrauen. Gerne stehen wir beratend und unterstützend zur Verfügung! —

.....
Kontakt: Jorinde Bugenhagen, Architektin
post@dorfkirche-und-anger-breitenfeld.de
.....



Weihnachten 2019 in der Dorfkirche Breitenfeld; Foto: Harald Hortmann

WOLF-DIETRICH MEYER-RATH

„... weil ich für Menschen
da sein konnte“

Engagement für die Kirchen
der Prignitz

Wolf-Dietrich Meyer-Rath war viele Jahre als Regionalbetreuer des Förderkreises Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e. V. für die Landkreise Prignitz und Ostprignitz-Ruppin zuständig.



Dr. Andreas Draeger vor der Stadtpfarrkirche St. Jacobi Perleberg; Foto: Annette Löther

Mit diesen wenigen Worten zog Dr. Andreas Draeger mir gegenüber vor einigen Tagen Bilanz seines bisherigen Wirkens und Engagements als ehrenamtlicher Baupfleger in der Prignitz.

Geboren im Kriegsjahr 1942 in Kyritz als ältester Sohn eines in dem benachbarten Dorf Wutike tätigen Pfarrerehepaars, wurde Andreas Draeger 1949 in Perleberg eingeschult, wo sein Vater inzwischen die zweite Pfarrstelle übernommen hatte. 1953 zog die Familie nach Velten im Norden von Berlin. Nach einigen Eingaben des Vaters bei höheren Instanzen wurde der Sohn zum Studium der Humanmedizin in Greifswald zugelassen, das aber erst, nachdem er zwei Jahre als Hilfspfleger im Kreiskrankenhaus Henningsdorf gearbeitet hatte. Während des Studiums engagierte er sich in der Studentengemeinde. 1968 schloss er das Studium mit der Promotion ab und begann am Kreiskrankenhaus Henningsdorf die Facharztausbildung als Chirurg. Bereits in seiner Jugend spielte er Posaune in einer kleinen Bläsergruppe, er erhielt eine Bläserausbildung, lernte Chorleitung und war schließlich als Posaunenwart im Kirchenkreis tätig, leitete den Posaunenchor und war Mitglied im Gemeindegemeinderat.

Nach seiner Heirat zog die Familie mit drei Kindern 1977 zurück nach Perleberg, wo Dr. Draeger Oberarzt in der Chirurgie am Kreiskrankenhaus wurde. Gleichzeitig konnte er seiner großen Begeisterung für die Bläsermusik nachgehen als Kreisposaunenwart, Mitglied des Posaunenrates der Landeskirche und bis in die 1980er Jahre Bläserreisen nach Polen, Ungarn und Rumänien unternehmen. Nach der friedlichen Revolution von 1989 änderten sich bei Dr. Draeger wie bei so vielen DDR-Bürgern Grundlagen und Ansprüche im beruflichen Werdegang. Er beteiligte sich aktiv bei „Demokratie jetzt“, wurde Stadtverordneter und engagierte sich, nach Lehrgängen zum Verwaltungsrecht der Bundesrepublik, beim Aufbau des Gesundheitsamtes des Landkreises Prignitz, dessen Leitung er schließlich übernahm und bis 2007 ausübte. Diese beruflichen Erfahrungen in der Verwaltung kamen Dr. Draeger in seinem weiteren Tätigkeitsfeld, dem des ehrenamtlichen Baubeauftragten des Kirchenkreises Perleberg-

Wittenberge bzw. später des Kirchenkreises Prignitz sehr zugute. Dieser neuen, aus eigenem Interesse gewählten Aufgabe widmete er sich als Mitglied des Gemeindegemeinderates in Folge der 1996 beginnenden umfangreichen Instandsetzung der Perleberger Stadtpfarrkirche St. Jacobi, deren Fertigstellung erst 2004 abgeschlossen werden konnte. Dadurch hatte er vor Ort ständigen Kontakt mit den Architekten, der Denkmalpflege und den Handwerkern und lernte so die Details zur Kostenberechnung, Finanzierung, Beschaffung der Fördermittel und der begleitenden Bauüberwachung kennen. Von 2002 an bis 2014 war er Mitglied des Bauausschusses des Kirchenkreises und befasste sich dabei mit der Auflistung der Schäden an den 73 Kirchen des damaligen Kirchenkreises und ihrer planmäßigen Instandsetzung, die sich in den meisten Fällen als dringend notwendig erwies.

Unter der Vielzahl der gefährdeten Dorfkirchen kümmerte sich Dr. Draeger besonders um die Kirchen in der Elbtalaue, die zur DDR-Zeit im Grenzgebiet lagen und daher kaum genutzt werden durften, darunter vor allem die Dorfkirchen in Kietz und in Mödlich: Beide Kirchen lagen damals direkt im Sperrgebiet, durften nicht betreten, geschweige denn wenigstens notdürftig instandgehalten werden und verfielen zusehends. Für die allmähliche Instandsetzung der Dorfkirche Kietz einschließlich ihrer wertvollen Ausstattungsstücke hat sich Dr. Draeger im Zeitraum von 1998 bis 2020 intensiv eingesetzt, ebenso für die direkt hinter dem Elbedeich liegende Dorfkirche in Mödlich, deren Ausstattung bis 2016 restauriert werden konnte.

Als letztes Bauprojekt in der Elbtalaue, das Dr. Draeger vor seinem „Ruhestand“ betreuen wird, soll die Instandsetzung der kleinen Dorfkirche in Wootz in diesem Frühjahr beendet werden. Das mit dem Ruhestand kann allerdings bezweifelt werden: Die Posaunenarbeit fällt wohl noch nicht darunter. Auch sein Einsatz für die 2006 unter dem Dach der Deutschen Stiftung Denkmalschutz gegründete Stiftung zum Erhalt der Kirchen in der Prignitz wird andauern.

Für sein vielfältiges ehrenamtliches Engagement wurde Dr. Andreas Draeger 2019 durch den Landkreis mit dem Bürgerpreis der Prignitz ausgezeichnet. —



UWE DONATH

Ein Schwarzbau und ein Kanzelaltar ohne Kanzel Altbarnim und Sietzing – zwei Fachwerkkirchen im Oderbruch

Uwe Donath ist Mitglied im Vorstand des Förderkreises Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e. V. und als Regionalbetreuer zuständig für die Landkreise Märkisch Oderland und Oderland-Spree.

Wer durch das märkische Oderland fährt, begegnet auf seinen Wegen zahlreichen Feldsteinkirchen, steht in einigen Dörfern aber auch vor Fachwerkbauten. Diese Holzkirchen findet man vor allem in Orten, die im Zuge der Trockenlegung des Oderbruchs entstanden. Als Kolonisten hier heimisch wurden und ehemalige Fischer zu Landwirten, errichteten sie ihre Kirche mit einfachen Mitteln; die Ständerbauweise war ihnen vertraut aus dem Bau ihrer Häuser. Im 19. Jahrhundert stellte dann der preußische Staat den Gemeinden vorbereitete Baupläne für Schulen und Kirchen zur Verfügung.

Kleinbarnim, seit 1949 **Altbarnim**, gehörte zur dreizehn Kilometer entfernten Mariengemeinde Wriezen. Aber „weil wir an einen schlimmen Ort liegen, da wir im Bruche weit abhängig nach der Kirche sein“ war die Kirche bei Hochwasser nur mit dem Kahn erreichbar. So entschied die Gemeinde, sich ein eigenes Bethaus zu bauen, ohne Zustimmung der Obrigkeit. Es entstand eine winzige Fachwerkkirche, Kosten sparend ausgestattet mit einem Kanzelaltar, der andernorts nicht mehr benötigt wurde. Über der Tür und an der Kanzel steht die Jahreszahl 1776; die versilberte Taufschale und zwei Altarleuchter aus Messing datieren von 1777. Genaues weiß man nicht, es gibt kaum Unterlagen, denn eigentlich handelt es sich ja um einen Schwarzbau.

Kanzelaltar in der Dorfkirche Altbarnim vor und nach der Restaurierung





Dorfkirche Sietzing

Seit 2020 ist der beeindruckende Kanzelaltar nach aufwändiger Restaurierung wieder in seiner barocken Farbigkeit zu bestaunen. Manchen Gemeindemitgliedern erscheint er nun befremdlich, ihnen war die grau-bläuliche Einfarbigkeit in den vielen Jahren zuvor vertraut geworden. Komplett aus Holz gefertigt, wirkt er zu hoch für diesen Kirchenraum. Vermutlich stammt er in Teilen aus der früheren Stadtkirche in Altfriedland, die 1733 wegen Baufälligkeit abgerissen worden war. Die Figur des auferstandenen Christus in der Altarbekrönung,

eingezwängt unter der Decke, ist vermutlich noch früher entstanden. Über der Altarmensa wurde eine geschnitzte Abendmahlsszene eingefügt. Dieses Relief wie auch die drei noch vorhandenen Evangelistenfiguren sind wohl ebenfalls viel älter als der Altar. Gerade in diesen figürlichen Darstellungen kommt der Bauernbarock wunderbar zum Ausdruck. Bei näherer Betrachtung bleibt manches rätselhaft. Da gibt es in der Abendmahlsszene eine segnende Hand, die sich nicht eindeutig zuordnen lässt; der Judas trägt nicht ein gelbes, sondern ein rotes Gewand und schließlich sind an der Altarrückseite Fächer – wozu dienten sie? Überraschendes brachte die sorgfältige Restaurierung zutage, als man unter den Übermalungen am Kanzelkorb ein Bild entdeckte: Mose empfängt die Gesetzestafeln.

In den 1990er Jahren hatte sich der Zustand des Gotteshauses nach einigen alten Schäden weiter verschlechtert. Der Putz fiel aus den Gefachen, Holzbalken waren von Schwamm und Schädlingen befallen. Mit der Absicht, die Kirche schrittweise zu sanieren und damit zu erhalten, gründete sich 1997 der Freundeskreis zur Rekonstruktion, Pflege und Nutzung der Kirche von Altbarnim e. V. Vieles an dem Bauwerk ist inzwischen in Ordnung gebracht worden, einiges, wie die Dachbalken, ist noch zu reparieren.

Die Fachwerkkirche Altbarnim gilt als letzter Kirchenbau aus friderizianischer Zeit, der bis heute in seiner architektonischen Schlichtheit sowohl im Äußeren als auch in seiner künstlerischen Geschlossenheit im Innern erhalten ist.

Sietzing entstand 1756/57 im Zuge der Trockenlegung des Oderbruchs als planmäßig angelegtes Kolonistendorf Carlsfeld, zunächst benannt nach dem Markgrafen Karl Friedrich Albrecht von Brandenburg-Schwedt. Seit 1761 gab es im Ort eine „Stube zum Gottesdienst“, den der Pfarrer aus Friedland ab und





Altar in Sietzing vor und nach der Restaurierung

an hier mit der Gemeinde feierte. 1803 bauten sich die Sietzinger ein neues Fachwerk-Bethaus. Ein in den oberen Geschossen mit Holz verkleideter Turm wurde erst 1883 angefügt.

In der Mitte des Ortes gelegen, seit 2020 grundlegend saniert, wirkt der schlichte Fachwerkbau, den ein gepflegter Friedhof umgibt, einladend. Der Innenraum ist freundlich hell, trotz geringer Raumhöhe gibt es seit der Erbauungszeit eine Orgelempore; Bänke und hölzerne Taufe sind ebenfalls erhalten. Von größeren Kriegsschäden blieb die Kirche verschont. Ihr Erhaltungszustand war nach mehr als zweihundert Jahren bedrohlich: feuchte Wände, beschädigte Holzbalken, verzogene Fenster. Eine Sanierung war dringend notwendig.

Um die Kirchengemeinde bei ihren Bemühungen um den Erhalt des Gotteshauses zu unterstützen, gründete sich der Freundeskreis Fachwerkkirche Sietzing e. V., der neben den notwendigen Instandsetzungsarbeiten das Kirchengebäude zu einem Ort der Begegnung und der Kommunikation in der Region entwickelte. Unterstützung erhielt er im September 2015 mit dem vom Förderkreis Alte Kirchen ausgereichten Startkapital für Kirchen-Fördervereine.

Die Kosten der Sanierung beliefen sich auf insgesamt 600.000 Euro, davon 450.000 Euro aus einem EU-Fonds zuzüglich eines großen Eigenanteils. Im Internet lässt sich der Bauablauf vom Beginn im April 2019 bis zum Sommer 2020 in einer eindrucksvollen Bilderserie verfolgen. So ist ein wirkliches Schmuckstück entstanden, das mit erneuertem Fachwerk, saniertem Dach, neuem Turmaufbau, mit angebaute Küche und behindertengerechter Sanitäreinrichtung für vielfältige Veranstaltungen genutzt werden kann.

Besonders zu erwähnen ist auch hier der ungewöhnliche Kanzelaltar. An der Ostwand hatte man

eine Winterkirche abgetrennt, die im Zuge der Sanierung beseitigt wurde. Dabei entdeckte man, dass die Rückwand des Altars als Tür gearbeitet ist. Der Pfarrer kann hinter den Altar treten, ein Schalldelk vermittelt den Eindruck eines Kanzelaltars. Das Foto zeigt Pfarrer Arno Leye bei der feierlichen Wiederindienstnahme der Kirche am 25. September 2020. Wahrscheinlich wollten die Erbauer mit dieser Gestaltung trotz geringer Raumhöhe dem barocken Zeitgeist entsprechend Abendmahlstisch und Kanzel verbinden. Mit der Restaurierung des Altars, der eine freundlichere Farbfassung bekam, waren die Arbeiten an und in der Kirche abgeschlossen.

Neben den Gottesdiensten ist die Kirche, die auch eine – normalerweise – geöffnete Kirche ist, verbindlich verzeichnet als Radwegkirche. Seit Dezember 2018 ist sie offiziell als „Kulturerbeort im Oderbruch“ anerkannt.

Die Sietzinger Ortsvorsteherin Ines Zochert-Köhn stellt das vielfältige Programm des Freundeskreises dar: Die Kirche ist Station des Kreuzwegs am Gründonnerstag, bietet ein Pflanzen-Café zu den Kunst-Loose-Tagen oder zum Gartentag sowie Konzerte auf dem Harmonium, das als klanglich schönes Instrument gelobt wird. Die Kinderkirche zu verschiedenen Themen ist ein weiterer Baustein, und den krönenden Abschluss bildet dann das Weihnachtskonzert am Sonntagabend vor dem dritten Advent.

„Die Kirche als saniertes Bauwerk steht für Begegnung, Gemeinschaft und Gottesdienst in einer lebendigen Gemeinde, in der die Bürger gern wohnen, weniger Wegzug stattfindet und somit der demografische Wandel aufgehalten wird“, so Frau Zochert-Köhn.



ANDREAS PETER

Die Kirche des Hutfabrikanten

Ein Gubener Kleinod im
Jugendstil

Andreas Peter ist Heimatforscher
und Inhaber des Niederlausitzer Verlages
in Guben.

Im Südosten des Landes Brandenburg liegt die Niederlausitz – eine Region, die vor allem durch den Spreewald und den Braunkohletagebau bekannt ist. An ihrer östlichen Grenze zu Polen befindet sich mit Guben ein Ort, der 1235 von Heinrich dem Erlauchten, Markgraf von Meißen und der Ostmark, die Stadtrechte erhielt.

Die Stadt erlebte im 19. Jahrhundert, nachdem sie durch den Wiener Kongress von Sachsen zu Preußen gekommen war, im Zuge der einsetzenden Industrialisierung einen enormen Aufschwung. Vor allem die sich aus dem traditionellen Handwerk entwickelnde Tuch- und Hutindustrie trug wesentlich dazu bei. „Gubener Tuche, Gubener Hüte – weltbekannt für ihre Güte!“ lautete ein einprägsamer Werbeslogan. Noch Mitte der 1930er Jahre produzierten hier mehrere große Hutfabriken jährlich 10 Millionen Hüte.

Entscheidenden Anteil daran hatte der Hutmacher Carl Gottlob Wilke, der 1854 den wetterfesten Wollfilzhut erfand. Die besondere Qualität dieses Hutes bestand darin, dass er aufgrund einer speziellen Behandlung des Filzes auch bei Wind und Wetter seine Form behielt. Das kam einer Revolution in der Herstellung von Wollfilzhüten gleich. Nach dem Tod seines Erfinders 1875 übernahm sein Sohn Friedrich die Leitung der Hutfabrik, die er bedeutend ausbaute und die Produktion erfolgreich erweiterte. So verwundert es nicht, dass die Hutfabrikantenfamilie Wilke um 1900 zu den Millionären in der Stadt zählte. Die jahrzehntelange beharrliche Arbeit hatte sich gelohnt. Vom erworbenen Reichtum gab die Unternehmerfamilie großzügig weiter. Friedrich Wilke gründete soziale Stiftungen für die Arbeiter seiner Hutfabrik, trat als Mäzen in der Stadt Guben auf und regte auf diese Weise wohl auch andere Fabrikanten an, für das Gemeinwohl der Neißestadt beizutragen. Das ist die eine Seite der Medaille.

Auf der anderen Seite steht eine Reihe tragischer Schicksalsschläge, die Friedrich Wilke und seine Familie erleiden musste. Da ist zum einen der frühe Tod seiner Tochter Naemi zu nennen, die 1874 im Alter von 14 Jahren an Typhus starb. Um an sie zu erinnern und anderen Kindern ein ähnliches Schicksal möglichst zu ersparen, gründete er 1878 ein Kinder-



Kirche des Guten Hirten von Südosten; Fotos: Andreas Peter

krankenhaus, aus dem sich das Krankenhaus „Naemi-Wilke-Stift“ entwickelte.

Sein Sohn Fritz verstarb im Juni 1901 im 25. Lebensjahr „nach kurzem Leiden“, wie eine Traueranzeige in der damaligen „Gubener Zeitung“ mitteilte. Den Schmerz der Eltern über diesen Verlust mag man vielleicht errahnen. Doch auch diese tragische Situation vermochte Friedrich Wilke in etwas Positives zu wandeln, indem er zur lebendigen Erinnerung an seinen Sohn noch im selben Jahr den Bau einer Kirche in Auftrag gab. Er gehörte, wie schon seine Eltern, der altlutherischen Kirche an, denen es bislang an einem eigenen Gotteshaus in Guben fehlte. So war die kleine Gemeinde, trotz des traurigen Anlasses, doch froh, eine Kirche zu erhalten.

Friedrich Wilke beauftragte das Berliner Architektenbüro Spalding & Grenander mit der Planung und Ausführung der Arbeiten. Innerhalb von nur zwei Jahren entstand die „Kirche des Guten Hirten“, ein architektonisches Kleinod, das noch heute die Aufmerksamkeit des Betrachters auf sich zieht. Es befindet sich auf einem Grundstück an der Ecke Straupitzstraße/Berliner Straße, etwa 100 Meter von der jetzigen Gubener Stadtverwaltung entfernt, deren Gebäude einst die Hutfabrik Wilke beherbergte.

Das von einer halbhohen Mauer eingefasste Kirchengebäude weist einen fast quadratischen Grundriss mit einem Spitzdach und sehr schlanker Kirchturmspitze auf. Zu den Gottesdiensten am Sonntagvormittag laden auch die drei Kirchenglocken ein, die aus der Glockengießerei in Bochum stammen. Da sie aus Stahl sind, blieben sie vor dem Einschmelzen in den Weltkriegen verschont. Die größte Glocke wiegt 20 Zentner und trägt die Aufschrift: „Ehre sei Gott in der Höhe“. Die beiden kleineren wiegen zehn

Farbige Glasfenster in
der ehemaligen
Stifterloge



bzw. sieben Zentner und tragen die Aufschrift: „Friede auf Erden“ und „Den Menschen ein Wohlgefallen“.

Als markantes Baumaterial kam rötlicher Sandstein zum Einsatz. Die Flächen der Außenwände wurden mit Mörtel verputzt. Für die Gemeinde gibt es sowohl von der Berliner Straße als auch von der Straupitzstraße aus durch hohe schmiedeeiserne Tore einen Eingang zur Kirche. Dieser wurde als Kreuzgang gestaltet, der an der linken Seite eines kleinen Innenhofes entlangführt. Rechts dieses Eingangs fällt ein kleiner Brunnen auf, dem sich wiederum rechts an der Kirchenmauer eine ebenfalls aus rötlichem Sandstein gefertigte Ruhebänk anschließt. Für den Pfarrer wurde von der östlichen Seite aus zudem eine separate Pforte direkt zur Sakristei angelegt.

Das Äußere der Kirche macht einen gedrungenen, etwas wuchtigen Eindruck. Für manchen ähnelt sie einer Burg und ihm kommt dabei vielleicht das bekannte Kirchenlied „Ein feste Burg ist unser Gott“ in den Sinn.

Guben wurde im Februar 1945 zur „Festung“ erklärt. Bis Mitte April jenes Jahres war die Stadt ein äußerst stark umkämpfter Brückenkopf, den die deutschen Truppen erst am 24. April 1945 aufgaben. Während ein Großteil der historischen Altstadt bei diesen Kämpfen in Schutt und Asche versank, blieb „Die Kirche des Guten Hirten“ wie durch ein Wunder völlig unbeschadet.

Als Stadtwächter erhalte ich den Kirchenschlüssel für Stadtführungen von der hiesigen Touristinformation. Wir nehmen den südöstlichen Eingang von der Straupitzstraße aus und entdecken gleich rechts hinter dem schmiedeeisernen Tor eine schlichte, von Muschelkalk umrahmte Bronzetafel. Sie wurde Anfang Dezember 1925 eingeweiht und erinnert an die im Ersten Weltkrieg gefallenen 13 Gemeindemitglieder.

Nach dem Öffnen der Kirchentür empfängt uns eine zweiflügelige Schwenktür, hinter der uns das Kircheninnere erwartet. Ein Mittelgang, in dem man eine Fußbodenheizung erkennt, führt durch die Rei-

Blick zum Altar mit
den Fensterbildern von
Werner Juza



hen der hölzernen Kirchenbänke nach rechts zum Altar. Das farbenprächtige dreiteilige Glasfenster dahinter zieht die Blicke sofort auf sich. Diese Arbeit von Werner Juza stellt Szenen aus der Bibel dar und wurde am 19. Juni 1983 zur 80-Jahrfeier der Kirche eingeweiht.

Als Altarbild steht das Fenster unter dem Motto „Christus der Sieger über den Tod als der sendende Herr“. Im Mittelfenster ist Christus als der sieghafte Herr dargestellt. Seine Hände und Füße weisen die Wundmale der Kreuzigung auf. Die fünf Gestalten unter ihm symbolisieren die Gemeinde, die ihren Herrn anbetet. Im linken Fenster deutet die Taube oben auf Pfingsten als Fest der Ausgießung des Heiligen Geistes hin. Unten im Bild der barmherzige Samariter, der sich einem Notleidenden zuwendet. Im rechten Fenster ist oben das Lamm als Symbol für Jesus Christus zu erkennen. Im unteren Teil des Bildes erscheint Daniel in der Löwengrube.

Ursprünglich stand auf dem Altar ein Gemälde des akademischen Malers Paul Thumann (1834–1908) aus Groß Schacksdorf bei Forst (Lausitz), das nach dem Einbau der Glasfenster seinen Platz rechts neben dem Altar fand. Thumann war ein Freund der Familie

Wilke und bekannt als vielbeschäftigter und erfolgreicher Buchillustrator in der Manier Ludwig Richters (1803 – 1884). Doch er schuf auch eine Reihe von Gemälden, so einen Zyklus mit Lebensstationen von Martin Luther, der auf der Wartburg zu bewundern ist. Für die Hutmacherfamilie Wilke schuf er Jugendbildnisse von Naemi und Max Wilke.

Das Gemälde in der Kirche stellt Jesus als guten Hirten dar, der ein Schäfchen auf dem Arm trägt. Nach ihm trägt die Kirche seit ihrer Weihe im Juni 1903 offiziell den Namen „Kirche des Guten Hirten“. Das Bild ist jetzt an der Wand rechts vom Altar zu sehen.

Links vom Altar befindet sich die Kanzel mit fein ziselierten Einlegearbeiten aus Messing. Ihr gegenüber fallen in der ehemaligen Stifterloge drei farbige Glasfenster mit den figürlich gestalteten christlichen Tugenden Glaube, Liebe, Hoffnung auf. Das Herz als Symbol für die Liebe entdeckt der aufmerksame Betrachter zudem an den Kirchenbänken sowie den beiden Kronleuchtern aus Messing. All dies lässt sich dem Jugendstil zuordnen, der um 1900 in voller Blüte stand.

Die Orgel erhielt an der Westseite der Kirche auf der Empore ihren Platz. Sie stammt aus der renommierten Orgelbauwerkstatt Sauer aus Frankfurt (Oder). Erwähnenswert ist auch noch die hölzerne Lutherskulptur auf hohem Sockel, die 1915 von Max Wilke und seiner Frau Luise zu ihrer Silberhochzeit gestiftet wurde.

Natürlich gäbe es noch viel mehr zu erzählen: Über die Familie Wilke, die Gubener Kirchenmaus Piepsi und über Guben selbst. Dazu lade ich Sie herzlich zu einem Besuch ein und geleite Sie als Gubener Stadtwächter gerne bei einer poetischen Stadt(ver)führung durch meine Heimatstadt.

Bevor wir die Kirche wieder verlassen, weise ich auf das Porträt von Friedrich Wilke aus Messing hin, das sich links neben dem Ausgang befindet. Es wurde von der berühmten Gießerei Gladenbeck in Berlin-Friedrichshagen angefertigt und Mitte Dezember 1909 eingeweiht. Mit einem freundlichen Lächeln dankt der Kirchenstifter, erfolgreiche Hutfabrikant und Gubener Ehrenbürger für unseren Besuch. —

.....
www.gubenergeschichte.de



Porträtplakette für den Kirchenstifter Friedrich Wilke

BERND JANOWSKI

Zwischen Roman und Realität

Wie Fürstenwerder zu einer literarischen Adresse wurde

Bernd Janowski ist Geschäftsführer des Förderkreises Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e. V.

Fürstenfelde. Einwohnerzahl: ungerade. Unsere Jahreszeiten: Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Der Sommer hat die Nase klar vorn. Unser Sommer fällt kaum schlechter aus als am Mittelmeer. Statt Mittelmeer haben wir die Seen. Der Frühling ist nichts für Allergiker und nichts für Frau Schwermuth vom Haus der Heimat, die wird im Frühling depressiv. Der Herbst ist zweigeteilt in frühen Herbst und späten Herbst. Im späten Herbst hat sich der Landmaschinentourismus etabliert. [...] Die Geschichte des Winters in einem Dorf mit zwei Seen ist immer eine Geschichte, die anfängt, wenn die Seen gefrieren, und aufhört, wenn das Eis taut.“

So beschreibt Saša Stanišić in seinem Roman „Vor dem Fest“ einen Ort, von dem inzwischen weithin bekannt ist, dass als reales Vorbild für das literarische Fürstenfelde das uckermärkische Dorf Fürstenwerder diente. Für sein Werk erhielt Stanišić 2014 den Preis der Leipziger Buchmesse; von der Kritik wurde es hochgelobt. Und in Fürstenwerder ist seitdem die Anzahl der Touristen kräftig gestiegen. Sogar Besucher aus Österreich oder der Schweiz bummeln mit dem Buch in der Hand durch die Straßen und suchen nach den skurrilen Protagonisten des Romans. „Literaturreisende, auf nach Fürstenwerder!“, titelte die Neue Züricher Zeitung.

Vor zwei Jahren feierte Fürstenwerder das 700-jährige Jubiläum seiner ersten urkundlichen Erwähnung. Am 29. September 1319 – wenige Wochen nach dem Tod Woldemars, des letzten askanischen Markgrafen Brandenburgs, hatte Herzog Heinrich von Mecklenburg die Uckermark besetzt – bürgte die Stadt Neubrandenburg für das Wohlverhalten der uckermärkischen Städte, darunter auch die „civitas“ Fürstenwerder. Von der damaligen Bedeutung zeugen noch heute imposante Reste der ehemals etwa 1.200 Meter langen Stadtmauer. Doch die Entwicklung stagnierte; Fürstenwerder – inzwischen wieder brandenburgisch – geriet unter die Abhängigkeit der im nahen Wolfshagen residierenden Familie von Blankenburg. Bereits 1541 taucht erstmals der Begriff „Dorf“ in einer Urkunde auf und 1817 verlor Fürstenwerder auch offiziell das Stadtrecht. Große Verheerungen richtete der Dreißigjährige Krieg an. Noch 1687 waren von ehemals 74 Bürgerstellen nur 17 besetzt: „57 Bürger seynd wüste“. Kaum hatte der Ort sich etwas erholt, da vernichtete im Jahr 1740 ein Stadtbrand 60 Wohnhäuser und 30 Scheunen. Auch von der Kirche blieben nur die Außenmauern erhalten – doch dazu später.



Stadtpfarrkirche im Dorf Fürstenwerder;
Fotos: Bernd Janowski

Heute gehört Fürstenwerder zur Gemeinde Nordwestuckermark und hat etwa 700 Einwohner. Malerisch liegt der Ort zwischen dem Dammsee und dem Großen See; südlich erstreckt sich zusätzlich der Große Parmensee. Kurz hinter dem Ortsschild beginnt bereits Mecklenburg. Zwei Bahnstrecken mit jeweils eigenem Empfangsgebäude – die eine führte nach Templin, die andere nach Dedelow mit Anschluss nach Prenzlau – sind seit Jahrzehnten stillgelegt. Aber es gibt noch ein Lebensmittelgeschäft, einen weit über die Region hinaus bekannten Bäcker, einen Schlachter, ein Restaurant und sogar einen Buchladen mit angeschlossenem Antiquariat und Café. Nur das Annenfest, das bei Saša Stanišić so eine wichtige Rolle spielt – die Handlung des Romans erstreckt sich auf lediglich 24 Stunden, den Tag und die Nacht „Vor dem Fest“ – gibt es nicht und hat es hier auch nie gegeben. Schade eigentlich! Im Buch

ist zu lesen: „Unser Annenfest. Was wir feiern, weiß niemand so recht. Nichts jährt sich, nichts endet oder hat an genau diesem Tag begonnen. Die Heilige Anna ist irgendwann im Sommer, und die Heiligen sind uns heilig nicht mehr. Vielleicht feiern wir einfach, dass es das gibt: Fürstenfelde. Und was wir uns davon erzählen.“ Frage an den Tourismusverein: Wäre es nicht eine gute Idee, den Gedanken aufzugreifen? Außer der Heiligen Anna gibt es ja noch viele andere Gründe, Feste zu feiern ...

Bedeutendstes Bauwerk in Fürstenwerder ist – wie andernorts auch – die aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts stammende Feldsteinkirche. Vor dem Portal empfängt uns das Ehepaar Ihlenfeldt. Henning Ihlenfeldt führte über Jahrzehnte die Bäckerei im Ort. Inzwischen wird diese in fünfter Generation von seinem Sohn Bert betrieben. Außerdem ist Henning Ihlenfeldt Vorsitzender des Tourismusvereins Fürstenwerderer Seenlandschaft e. V. und bietet Führungen durch das Heimatmuseum an, das mit 18 Ausstellungsräumen in einem Ackerbürgerhaus von 1800 untergebracht ist. Seit etlichen Jahren organisiert er in Fürstenwerder Beatles-Festivals und ist ganz nebenbei auch der Chef des bereits 1994 gegründeten Fördervereins Baudenkmal Kirche Fürstenwerder. Seine Frau Brigitte ist Mitglied im Gemeindekirchenrat.

Gleich zu Beginn unseres Kirchenbesuchs konfrontiert uns Henning Ihlenfeldt mit einem Artikel in einer heimatkundlichen Broschüre aus dem Jahre 1959, in dem es heißt: „Das uckermärkische Städtchen (!) Fürstenwerder besitzt nach dem einhelligen Urteil aller Fachleute die schönste aus Granitstein errichtete Dorfkirche der Mark.“ Ob wir auch dieser Meinung wären, ist seine Frage. Wer traut sich da zu widersprechen? Tatsächlich zeichnet sich der auffällig hohe Feldsteinsaal mit seinem schiffsbreiten Westturm durch zahlreiche Detail- und Schmuckformen aus. Auf der Nordseite ist eine Sakristei, auf der Südseite eine Vorhalle aus Feldstein angebaut. Eine Plinthe, ein gekehlter vorstehender Sockel, umzieht das gesamte Gotteshaus. Den Ostgiebel schmücken fünf von Konsolen getragene Bögen über drei schmalen und hohen Fenstern. Im Norden, Westen und Süden finden sich spitzbogige Portale; das nördliche weist fein gearbeitete Kugelbossen als Bauschmuck



Brigitte und Henning Ihlenfeldt

auf. Der barocke Turmaufsatz mit der geschwungenen schiefergedeckten Haube entstand 1786, beim Wiederaufbau der Kirche nach dem Stadtbrand.

Bei Saša Stanišić wird diese Katastrophe in belletristischer Ausschmückung beschrieben: „1740 mitten in der Nacht läutet die schwarze Glocke, und da sie nicht aufhören will, versammelt sich immer mehr Volk in der Kirche, wieder ist dort niemand [...] Auf einmal sind von draußen Schreie zu hören, die Stadt brennt! Einige eilen hinaus, die zurück Gebliebenen zu retten, die meisten bleiben im Kirchenschiff und wähen sich sicher auf dem Meer aus Flammen. Das Feuer brennt alles nieder. Viele, viele sterben, auch in der Kirche. Die schwarze Glocke thront, noch dunkler geworden, auf dem Schutt.“

Auch der Innenraum der Kirche wurde nach dem Brand neu gestaltet, wovon heute jedoch nicht mehr viel zu sehen ist. Die Reste eines schlichten barocken Kanzelaltars sind in den Turmunterbau verbannt, in dem auch zahlreiche Gedenktafeln an die Toten mehrerer Kriege erinnern. Ältestes erhaltenes Ausstattungsstück ist die 1877 geschaffene zweimanualige Orgel des Stettiner Orgelbaumeisters Barnim Grüneberg, von der Eberswalder Firma Fahlberg

Kugelbossen als Dekor am Südportal; Foto: Reinhard Bär





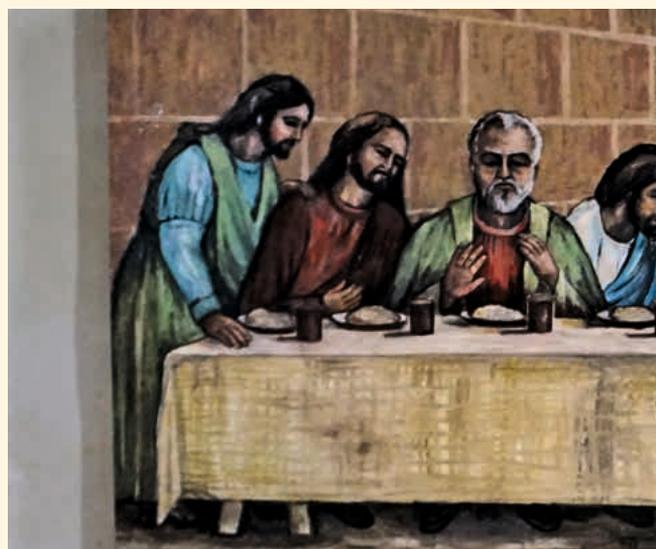
Innenraum nach Westen

in den neunziger Jahren weitgehend im Originalzustand restauriert. Altartisch, Taufe und die an der Südwand befindliche Kanzel wurden 1962 – dem Zeitgeschmack folgend – von der Produktionsgenossenschaft des Handwerks (PGH) „Aufbau“ in Fürstenwerder aus Tonziegeln aufgemauert. Stanišić, der die Umgestaltung in dichterischer Freiheit in die neunziger Jahre verlegt, ist mit der Gestaltung nicht so recht glücklich: „Die Kirche wurde in den Neunzigern renoviert. Seitdem ist alles aus Ziegelsteinen. Ziegelstein sieht irgendwie null kirchlich aus. Mal im Ernst: Ein Kamin aus Ziegelsteinen, okay. Eine Garage, okay. ... Aber ein Altar?“

Einziges Schmuck des Innenraumes sind die zahlreichen Bilder mit biblischen Motiven – geschaffen vom Fürstenwerderer Heimatmaler Andreas Kranzpiller. Kranzpiller, inzwischen 96 Jahre alt, kam 1947 nach Fürstenwerder. Der gebürtige Donauschwabe, der wie Saša Stanišić aus dem ehemaligen Jugoslawien stammt, wurde katholisch getauft – was man seinen Bildern in der Kirche durchaus ansieht. In seinem Roman „Vor dem Fest“ hat der Autor auch dem Maler ein Denkmal gesetzt – nur ist es hier eine Malerin namens Frau Kranz, die im Dunkeln bis zu den Waden im See steht, um ein Nachtbild des Dorfes zu fertigen.

Doch zurück zur Kirche. In den neunziger Jahren, so berichtet Henning Ihlenfeldt, ist baulich schon etliches geschehen: Die Dachkonstruktion und die Dachdeckung des Kirchenschiffes wurden saniert, die Westfassade verfestigt, der Kirchturm neu verputzt und im Turminnenraum wurde mit Zugankern das Auseinanderstreben der Außenmauern verhin-

dert. Durch Spenden der Einwohner konnte eine funkgesteuerte Turmuhr installiert und mit neuen Zifferblättern versehen werden. Jedoch war es damals nicht möglich, alle Arbeiten zum Abschluss zu bringen. In diesem Jahr, 2021, soll nun endlich



Altargemälde von Andreas Kranzpiller

auch die Instandsetzung der gesamten Turmhaube in Angriff genommen werden. Der Förderverein in Fürstenwerder hat bereits angespart, um die Fördermittel aus dem Staatskirchenvertrag des Landes kofinanzieren zu können und auch der Förderkreis Alte Kirchen hat eine finanzielle Zusage gegeben. Immerhin gut 200.000 Euro sollen die Arbeiten kosten. Und eigentlich könnte das Gotteshaus auch gleich neue Glocken gebrauchen. Die derzeit im Turm hängenden Stahlglocken stammen aus dem Jahr 1927 und ersetzen die im Ersten Weltkrieg „für Kaiser, Gott und Vaterland“ eingeschmolzenen Bronzeglocken. Fachleute konstatieren für Stahlglocken eine Lebensdauer von lediglich einhundert Jahren. Leider wurde im 700. Jahr der Ersterwähnung von Fürstenwerder bekannt, dass die dortige Pfarrstelle aufgelöst und nicht mehr besetzt wird. Ein Grund mehr für den Förderverein, sich kräftig in die Sanierungsarbeiten einzubringen.

Dies alles und noch Vieles mehr berichtet uns Henning Ihlenfeldt bereits im Rasthaus „Der Gute Hirte“, das die Kirchengemeinde vor wenigen Jahren mit Hilfe von Mitteln der Europäischen Union direkt neben der Kirche eingerichtet hat. Zum Abschied bekommen wir ein duftendes Roggenbrot und eine Tüte mit frischen Vollkornbrötchen aus der Ihlenfeldtschen Bäckerei geschenkt. Der Besuch in Fürstenwerder hat sich also doppelt gelohnt.

Wovon der mehrfach zitierte Roman „Vor dem Fest“ eigentlich handelt, bleibe hier verschwiegen. Es würde die Grenzen dieses Beitrags um ein Mehrfaches sprengen. Schließen möchten wir dann aber doch nicht mit Saša Stanišić, sondern mit einem noch heute gültigen Zitat aus der Norddeutschen Verkehrszeitung vom 12. Juli 1928: „Fürstenwerder.



Kriegergedächtnistafeln im Turmuntergeschoss

Ein Idyll! Abseits von der großen Straße, eingeklemmt zwischen zwei Seen, dicht an der mecklenburgischen Grenze, liegt der Flecken. Es ist recht ein Plätzchen zum Ausruhen, eine wahre Fundgrube für Maler und Photographen. [...] Wer ein Freund der märkischen Heimat ist, wird hier so manches reizende Plätzchen finden, das ihn entzückt und das er anderswo vergebens suchen würde. [...] Dem Wochenendfahrer, der die Uckermark durchstreift, sei geraten, auch Fürstenwerder zu besuchen. Der Besuch lohnt sich.“ Die Kirche in Fürstenwerder ist übrigens täglich geöffnet. —



Eine Lücke im Dorfbild wird geschlossen

Der Umzug einer Kapelle

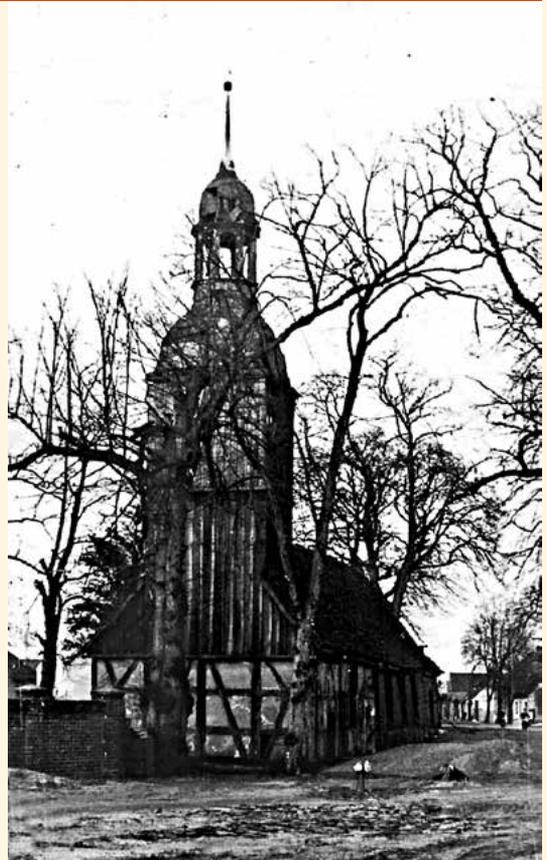
Magdalene Wohlfarth ist Pfarrerin im Evangelischen Kirchspiel Genthin.

Verwaist ist die Mitte des kleinen Dorfes Jerchel im Milower Land. Früher hatte hier die Fachwerkkirche aus dem 16. Jahrhundert ihren Platz – von einer Mauer, alten Linden und einem Friedhof umgeben. Heute stehen auf dem Kirchplatz ein Glockenstuhl mit den Glocken der alten Kirche, etwas verloren ein kleines Feuerwehrhäuschen und ein paar Nadelgehölze. Die Häuser des Dorfes sind wie Küken ohne Henne. Der Friedhof befindet sich schon lange an einem anderen Platz. Die Kirche wurde in den 1980er Jahren abgerissen. Der Abriss hat eine Wunde im Dorfgedächtnis hinterlassen und einen leeren Platz in der Dorfmitte. Alte Akten und Fotos belegen einen desolaten Zustand der Fachwerkkirche in den 1970er Jahren. Das Dach hatte Löcher, das Fachwerk war brüchig, die Mauer war von Grün bewachsen und die Linden nach Ansicht der Gutachter zu mächtig. Die nötigen Mittel zur Erhaltung der Kirche sollen gefehlt haben. Und so kam es zum Abriss der alten Fachwerkkirche in Jerchel. Der romanische Taufstein wurde in die Kirche des Nachbarortes gebracht. Dieser Abriss – erst in den 1980er Jahren! – schmerzt die Jercheler bis heute.

Vor einigen Jahren musste auch das Pfarrhaus, in dem zwei Räume als Versammlungsort der Kirchengemeinde dienten, verkauft werden. Seitdem plant sie, ein kleines Gemeindehaus auf dem ehemaligen Kirchplatz zu errichten. Mit nur 24 Mitgliedern ist die Kirchengemeinde Jerchel sehr klein, doch ist sie eingebettet in das Kirchspiel Nitzahn mit insgesamt fünf Dörfern, die gut miteinander kooperieren und sich gegenseitig zu den Veranstaltungen und Gottesdiensten besuchen.

Im Zuge der Überlegungen zum Neubau eines Gemeindehauses trat der Bürgermeister des Milower Landes mit einem überraschenden Vorschlag an die Kirchengemeinde heran: Man könnte eine kleine Waldkapelle von Kleinwudicke nach Jerchel umsetzen und einer neuen Nutzung für die Gemeinde zuführen.

Auch die Geschichte der Waldkapelle Kleinwudicke reicht weit zurück und birgt interessante Hintergründe. Rittmeister August von Möllendorf aus Großwudicke ließ 1778 in dem angrenzenden sehr kleinen Dorf Kleinwudicke eine Waldkapelle errichten. Auf dem Friedhof des Örtchens gelegen, sollte sie den Bewohnern für Taufen, Trauungen und Beerdigungen zur Verfügung stehen. Bis heute zeugt das noch vorhandene Inventar der einsturzgefährdeten Kapelle davon: es gibt Traustühle, einen sehr einfa-



Historische Aufnahme der abgebrochenen Dorfkirche von Jerchel; Fotos: Magdalene Wohlfarth

chen Altar und eine Vorrichtung für eine Taufschaale. Die Kapelle wurde wie die Jercheler Kirche als Fachwerkbau auf dem Waldfriedhof am Ortsrand von Kleinwudicke errichtet.

Wenn man heute diesen romantischen Ort besucht, glaubt man, sich in einem Bild Caspar David Friedrichs wiederzufinden. Es ist ein besonderer Platz – wie aus der Zeit gefallen. Eigentlich müsste die Waldkapelle hierbleiben, aber hier verfällt sie mehr und mehr, denn seit vielen Jahrzehnten wird sie nicht mehr genutzt und fristet ein trauriges Dasein. Schon lange ist die Waldkapelle nicht mehr in kirchlicher, sondern in kommunaler Hand. Die winzige Gemeinde Kleinwudicke kann sie weder erhalten noch nutzen. Eine neuerbaute Friedhofskapelle steht schon lange als Ersatz zur Verfügung. Deshalb bekam die Kirchengemeinde Jerchel dieses erstaunliche Angebot.

Der Vorschlag der Umsetzung erschien dem Gemeindegemeinderat des Kirchspiels Nitzahn zunächst völlig indiskutabel und utopisch, ja regelrecht verrückt. Aber nach und nach hat die Idee Liebhaber gefunden. Zudem standen für das Projekt EU-Mittel in Aussicht. Um diese Mittel zu erhalten, musste die Kirchengemeinde als Antragstellerin ein Nutzungskonzept erarbeiten. In diesem Nutzungskonzept soll-

ten verschiedene Akteure miteinander kooperieren, um das Projekt mit Leben zu erfüllen. Die Kapelle soll einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Natürlich wird sie auch der Versammlungsort für die Kirchengemeinde in Jerchel sein und darüber hinaus ein Anziehungspunkt für die Kirchengemeinden der Region. Zudem eignet sich die Kapelle auch als sozialer und kultureller Treffpunkt im Dorf – und als Ort der Begegnung über die Dorfgrenzen hinaus. Außerdem ist das Gebäude mit dem Standort Jerchel dafür prädestiniert, eine „Fahrradkirche“ zu sein, denn der Havel-Radweg führt direkt durch die Dorfmitte, also unmittelbar am geplanten Standort der Kapelle vorbei. So entstand der Arbeitstitel „Fahrrad- und Kulturkirche Jerchel“.

Ein neugegründeter Freundeskreis konnte recht schnell verschiedene Akteure als Kooperationspartner finden.

Die Vorteile und Möglichkeiten dieses im wahrsten Sinne des Wortes „verrückten“ Kapellprojektes wurden immer offenkundiger:

- Die historisch wertvolle Waldkapelle Kleinwudicke kann durch die Umsetzung zum einen gerettet werden, zum anderen wird sie den ehemaligen Kirchplatz in Jerchel neu beleben und dem Dorf wieder ein Gesicht geben.
- Als Fahrrad- und Kulturkirche kann sie in Zusammenarbeit mit den Kooperationspartnern (Tourismusverein, Kunst- und Kulturverein Bahnitz, Musikschulen, Wichernbuchhandlung u. a.) in vielfältiger Weise genutzt werden.
- Die Arbeit der Kirchengemeinde kann an Farbe und Ausstrahlung gewinnen – durch neue Formate für die ganze Region und für Menschen, die eher „kirchendistanziert“ sind (Taizéandachten, Angebote für Radfahrer, Kinder, Senioren, Meditationskurse u. a.).



Waldkapelle auf dem Friedhof von Kleinwudicke

Inzwischen ist das Projekt mit den ersten Schritten zur Planung des Rückbaus der einsturzgefährdeten Kapelle an den Start gegangen. Mit Fingerspitzengefühl und mit der Beratung des Denkmalschutzes wird hier zu Werke gegangen. Im Frühjahr soll die eigentliche Umsetzung erfolgen. Ein moderner, aber sehr zurückgenommener Anbau mit Funktionsräumen soll die vielfältige Nutzung ermöglichen. Es ist noch ein weiter Weg bis zur endgültigen Fertigstellung, aber die Kirchengemeinde, der Freundeskreis und Liebhaber der Kapelle freuen sich, wenn das Projekt mehr und mehr Gestalt gewinnt. —



Innenraum der Kleinwudicker Waldkapelle mit verbliebenem Inventar

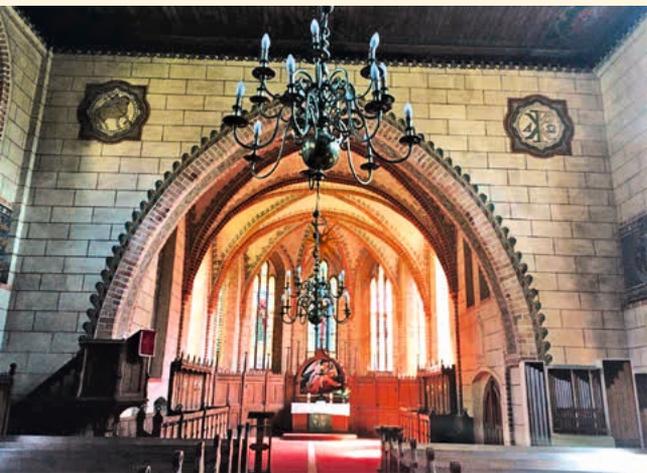
THEDA VON WEDEL-SCHUNK

Auf dem Weg zum christlichen Zentrum auf dem Lande Neubeginn in Marienfließ

Theda von Wedel-SchUNK ist Mitglied im Vorstand und Regionalbetreuerin des Förderkreises Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e.V.



Die klösterlichen Klausurgebäude und der Kreuzgang wurden zerstört. Schwere Pestepidemien und Brände hatten das Grenzland zu Mecklenburg nahezu entvölkert. Nur die gotische Kirche selbst, ein einschiffiger Backsteinbau, hat alle Kriege, Verwüstungen, politische wie gesellschaftliche Umbrüche weitgehend unbeschadet überstanden. Fotos: Helmut Kautz



Innenraum der Klosterkirche Marienfließ in Stepenitz

In der Stiftskirche von Marienfließ wird wieder gebetet – jeden Tag, die ganze Woche, das ganze Jahr hindurch. Wie vor achthundert Jahren – und doch ganz anders. Es sind nicht mehr die Nonnen – Jungfrauen der Prignitzer Adelsgeschlechter – aus der Gründungszeit des Zisterzienserklosters ab 1230, nicht mehr die Stiftsdamen der Zeit nach der Reformation drei Jahrhunderte später bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts. Heute lebt und betet hier eine christliche Gemeinschaft mit und um Almut und Helmut Kautz, die beide mehr als ein Jahrzehnt als Pfarrehepaar das Gemeindeleben in Brück (Potsdam-Mittelmark) geprägt haben.

Quellort Marienfließ, so ihr Projekt im alten Kloster der Westprignitz. Im Wechsel von Andacht, Gebet und Arbeit bauen sie an einem christlichen Zentrum auf dem Lande, um eine Alternative zur derzeit üblichen und unbefriedigenden Situation von einer Pfarrstelle für oft mehr als 14 Dörfer zu entwickeln. Von der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz (EKBO) sind die beiden inzwischen als Prior und Priorin eingesetzt,

das Amt der geistlichen Leitung des Stiftes ist ehrenamtlich. Und Menschen aus verschiedenen Teilen Deutschlands sind schon zugezogen oder auf dem Weg dahin, mit dem Willen zum gemeinschaftlichen Leben und mit Mut und Ideen zur Selbstversorgung bei Nahrung, Energie und Handwerk.

Fester Bestandteil des Alltags ist das öffentliche Gebet für das Seelenheil der Menschen in der Prignitz, der Verantwortlichen in Politik, Gesellschaft und Kirche und der Stifterfamilie zu Putlitz. Zum ORA der Zisterzienser gehört aber auch das LABORA. Und hier ganz besonders! Wo früher Konventualinnen in kleinen Gebäuden mit meist einer Dienerin ihr Leben verbrachten, stehen heute abgewrackte Häuschen in unterschiedlichem Verfallszustand.

In fünf Jahren, so die Vision, sind aus den Ruinen respektable Pilgerwohnungen geworden, das Kloster an die großen Pilgerwege angeschlossen. Marienfließ könnte vielleicht aus dem Schatten von Heiligengrabe und Wilsnack heraustreten.

Unklar im Moment auch die wirtschaftliche Gesamtlage: der reichhaltige Land- und Forstbesitz, das finanzielle Rückgrat eines Klosters ist durch Bodenreform, irrtümliche Enteignungen und verlorene Rückübertragungsprozesse minimiert, die strukturelle Versorgungsorganisation klärungsbedürftig. Aber der Blick zurück in die Vergangenheit dieses Ortes macht Mut!

Das Stift Marienfließ, am nördlichen Rand der Prignitz im Ort Stepenitz mit dem gleichnamigen Flüsschen gelegen, wurde 1231 von Johann Gans zu Putlitz gegründet. Es ist das älteste Zisterzienser-Nonnenkloster Brandenburgs, abseits größerer Orte



Pfarrehepaar Almut und Helmut Kautz



Pfarrhaus der Familie Kautz

und zentraler Wegverbindungen angelegt, wie es der Orden verlangte.

Zumindest zwei Legenden ranken sich um seine Gründung: So erhielt Kaiser Otto IV. auf einer Pilgerreise in Palästina von einem Sultan eine Blutreliquie, die angeblich einige Tropfen des Blutes enthielt, das Christus am Kreuz vergossen hatte. Zurück in Deutschland versteckte Otto IV. die Reliquie zeitlebens. Nach des Kaisers Tod gab sie ein Eingeweihter an Johann Gans weiter, der mit dem Stift einen angemessenen Aufbewahrungsort für das Kleinod schaffen wollte und es den Nonnen anvertraute. 1369 wurde die Reliquie erstmalig urkundlich erwähnt. Oder so: Ein Marienbild, sicher verwahrt in einer Kiste, angefüllt mit einigem Geld, trieb auf der Stepenitz und wurde an Land getrieben. Genau hier wurde dann von Gans zu Putlitz das Gott geweihte Stift errichtet und erhielt den Namen „Marienfließ“.

Alle wesentlichen Epochen der Landesgeschichte, vom Mittelalter über die Reformation, Dreißigjährigem Krieg, Herrschaft der Hohenzollern, zwei Weltkriegen, Nazizeit, SBZ, DDR, bilden sich hier ab. Während der DDR-Zeit und zum Teil noch heute wurde das Stift als Ruhesitz für kirchliche Mitarbeiter und als Altenpflegeheim genutzt. Nun steht Marienfließ wieder einmal an der Wende. Mit ihrem Mut, ihrem Gottvertrauen, ihrer Fröhlichkeit werden diese Menschen dort den richtigen Weg finden. —

Routenplaner

.....
Per Bahn: Berlin Hbf RE 2/Hbf Wittenberge RE 6/Hbf Pritzwalk/Bus 939 Stepenitz

Per Auto: Über die A24, ca. 1 Stunde 50 min, über die B5 und A24 ca. 2 Stunden

Per Rad : Gänsetour, Teilstrecke von Bad Wilsnack bis Pritzwalk
.....

Sehenswürdigkeiten in der Region

- Modemuseum Schloss Meyenburg
- Putlitz
- Perleberg
- Schlossmuseum Wolfshagen
- St. Nikolai Pritzwalk



Hier lebten die Stiftsdamen, in geschlossenem dunklen Kleid und einem herunterhängenden Kopfschleier. Untadeliger Lebenswandel. Tanzen und Glücksspiele streng verboten, Gehorsam leisten. Dafür aber abgesichert bei Nichtverheiratung und als Stiftsdame einer verheirateten Frau gleichgestellt.

DR. TORSTEN HEIDECHE UND DR. JUDITH AUER

Bald kein Wurm (mehr) drin

Die Bekämpfung des Holzwurms in der Dorfkirche Melzow



Innenraum der Dorfkirche Melzow, Foto: Leo Seidel

Das uckermärkische Dorf Melzow liegt etwas erhöht inmitten der bewegten Endmoränenlandschaft östlich des Oberuckersees. Wie in anderen Orten der Region auch, prägt die Feldsteinkirche aus dem 13. Jahrhundert mit ihrem holzverkleideten westlichen Dachturn das Ortsbild.

Seit 2002 wurden in der Kirche grundlegende Sanierungsarbeiten durchgeführt. Beginnend mit einer umfassenden Dachsanierung wurden in der Folgezeit der Renaissance-Altar restauriert und das Gestühl aus dem 17. Jahrhundert aufgearbeitet. Dank umfangreichen bürgerschaftlichen Engagements im Förderverein, der unter anderem eine über die Gren-

zen der Uckermark hinausreichende Konzertreihe etablierte, sowie durch Spenden und Fördermittel konnte der Orgel der Firma Lang und Dinse aus dem Jahr 1859 ihre wunderbare Stimme wiedergegeben werden, und 2014 erhielt die Melzower Kirche sogar eine in Lauchhammer neugegossene Glocke, da die alte zu Kriegszwecken eingeschmolzen worden war.

Wie in vielen anderen Kirchen wurde auch in Melzow hauptsächlich im Frühjahr immer wieder Holzmehl an verschiedenen Stellen gefunden. Bei diesen Bohrmehlhäufchen handelt es sich um den Kot des Gemeinen Nagekäfers (*Anobium punctatum*), auch Holzwurm genannt. An die Holzoberfläche gelangt dieses Bohrmehl jedoch erst dann, wenn räu-

berische Larven, z. B. die des Fellkäfers (*Korynetes caeruleus*), bei der Jagd auf Holzwürmer letzteren in ihren Fraßgängen nachstellen und dabei deren Fraßmehl aus dem Holz schieben. Den eigentlichen Schaden richten die Nagekäferlarven an, indem sie sich vom Holz ernähren, mit ihren Ausscheidungen, dem Bohrmehl, die Fraßgänge verstopfen und beim Ausflug der erwachsenen Käfer die typischen Ausbohrlöcher hinterlassen.

Deshalb entschied sich die Kirchengemeinde, eine Bekämpfung einzuleiten. Die derzeit üblichen Verfahren bergen Vor- und Nachteile. Der Einsatz von Holzschutzmitteln wurde abgelehnt, da diese seit dem Hylotoxverbot aufgrund bekannter Umweltrisiken umstritten sind. Ähnliches gilt für Begasungen mit hochgiftigen Produkten; hier kommt noch der Kostenfaktor hinzu. Warmluftbehandlungen sind abgesehen vom Energieverbrauch zwar ökologisch unbedenklicher, stehen aber im Verdacht, sich negativ auf die Kunstwerke und Orgeln auszuwirken.

Neu hingegen ist die Möglichkeit einer biologischen Schädlingsbekämpfung. Neben den oben erwähnten Fellkäfern gibt es noch eine Reihe anderer Tiere, die als sogenannte biologische Gegenspieler Nagekäferlarven nachstellen. Diesen Aspekt hat unser bundesweit tätiges Schädlingsbekämpfungsunternehmen aufgegriffen. Es wurde ein Verfahren entwickelt und patentiert, mit dem durch wiederkehrende Ausbringung von Schlupfwespen (*Spathius exarator*) Holzwurmlarven parasitiert und bekämpft werden können.

Dabei durchbohren die ca. 5 mm kleinen Weibchen dieser Art mit ihrem körperlangen Legebohrer die Holzoberfläche und lähmen die Nagekäferlarve durch einen Stich. Anschließend legen sie mittels ihres Legestachels ein Ei auf den paralysierten Holzwurm. Nach wenigen Tagen schlüpft eine Wespenlarve aus dem Ei und ernährt sich von der gelähmten Holzwurmlarve. Ist die Larvalentwicklung abgeschlossen, verpuppt sich die Wespe an Ort und Stelle und schlüpft später als ausgewachsene Wespe durch ein kleines Loch ins Freie. Dort verpaaren sich die ausgewachsenen Schlupfwespen erneut. Es entsteht ein Schneeballeffekt, bei dem immer neue Holzwürmer parasitiert werden und dadurch absterben.



Unter folgender Internetadresse findet sich ein faszinierendes Video zu Biologie dieses Nützlings:

www.apc-ag.de/biologische-physikalische-schaedlingsbekaempfung/schaedlingsbekaempfung-mit-nuetzlingen.

Aufgrund der klimatischen Verhältnisse in Deutschland werden diese Nützlinge in Kirchen nur in den Sommermonaten freigelassen, so dass eine solche Maßnahme über drei bis vier Jahre läuft.

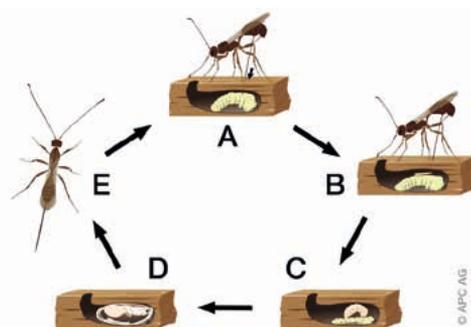
Von der Kirchengemeinde Melzow wurde beschlossen, diese umweltschonende Methode gegen den Holzwurm einzusetzen. Zusätzlich zu der Ausbringung der Nützlinge in regelmäßigen Abständen über eine Dauer von drei Jahren mit durchgehendem Monitoring und Wirksamkeitsnachweis wurden vorab ein Bioschnelltest durchgeführt und entsprechende Jahresberichte erstellt. Seit 2018 wurden somit über 6.600 Schlupfwespen ausgebracht. Durch die parallele Anlage von Referenzflächen in der gesamten Kirche wurde die Schlupfrate von Holzwürmern und Schlupfwespen erfasst, gegenübergestellt und als sogenannte Parasitierungsrate ins Verhältnis gesetzt.

Schlupfwespen reagieren sehr sensibel auf toxische Holzschutzmittel, die in der Vergangenheit (eventuell) ausgebracht wurden. Deshalb wird bei jedem Projekt zuvor ein Bioschnelltest durchgeführt. In der Kirche in Melzow fiel dieser negativ aus und bewies dadurch, dass sich die ausgebrachten Schlupfwespen ungestört entwickeln können.

Im Verlauf der ersten drei Behandlungsjahre (2018 bis 2020) wurden Parasitierungsraten zwischen 32 und 53 Prozent ermittelt. Damit ist die Parasitierung der Nagekäfer zwar in vollem Gange, jedoch noch nicht abgeschlossen. Es wurde deshalb vereinbart, die Bekämpfung um ein weiteres Jahr zu verlängern.

Die Schlupfwespe

Sie soll den Anobien den Garaus machen: Sie lokalisiert die Anobienlarve von außen. Mit ihrem Legestachel sticht sie durch das Holz und lähmt die Larve (A). Auf die gelähmte Larve legt sie ihr Ei (B). Die Larve des Nützlings schlüpft und ernährt sich von der Anobien-Larve (C). Die Anobien-Larve stirbt ab (D). Spathius verpuppt sich und fliegt als fertige Schlupfwespe ins Freie. Ihr Ausflugloch misst etwa 0,5 Millimeter, im Vergleich zu zwei Millimeter Ausflugloch der Anobie. Die junge Schlupfwespe sucht eine (neue) Wirtslarve zur Eiablage (E).



Durch eine biologische Schädlingsbekämpfung kann im Allgemeinen keine vollständige Tilgung des Befalls erreicht werden. Je geringer der Schädlingsbefall wird, desto schwieriger wird es für die eingesetzten Nützlinge, Eiablagemöglichkeiten zu finden und den Schädling komplett zu verdrängen. Letztendlich würden die Nützlinge dann ohne weitere Freilassungen aussterben. Um das bisher Erreichte nicht zu gefährden, werden deshalb die Referenzflächen auch nach Abschluss der Bekämpfung weiter beobachtet. Sie gelten als sicherer Weiser für einen möglichen erneuten Anstieg der Population der Nagekäfer. Es besteht die Möglichkeit, auch zukünftig ein- bis zweimal jährlich Schlupfwespen auszubringen. Mit dieser „Erhaltungsdosis“ kann auch zukünftig einem Erstarben der Anobien entgegengewirkt werden und sich auch weiterhin eine kleine Restpopulation der Schlupfwespen (*Spathius exarator*) innerhalb der Kirche etablieren. Damit wird die Voraussetzung geschaffen, die Kulturgüter der Melzower Kirche schonend und bei überschaubaren Risiken für die nächsten (menschlichen) Generationen zu erhalten und zu bewahren. Die Belästigung der Kirchenbesucher durch eine „Wespeninvasion“ ist nicht zu befürchten, da die erwachsenen Nützlinge sehr versteckt am Holz und deren Larven direkt im Holz leben. Auch stellen sie keinerlei Gefahr für den Menschen durch Stiche oder ähnliches dar. Die häufig geäußerte Befürchtung, dass durch die Wespen ein



Schlupfwespe; Foto: APC

Schaden am Holz entstehen könnte, kann einfach widerlegt werden: der eigentliche Schaden entsteht ganz verborgen durch die Fraßtätigkeit der Holzwurmlarven im Inneren des Holzes und hört in dem Moment auf, wo ein Wespenweibchen eine Holzwurmlarve mit ihrem Legebohrer lähmt – und damit bald nicht mehr „der Wurm drin isst“.

Anzeige

Kulturfeste im Land Brandenburg

Suchen Sie nach außergewöhnlichen Kulturerlebnissen an sehenswerten Orten Brandenburgs? Dann greifen Sie zur Jahresbroschüre der Kulturfeste im Land Brandenburg! Darin finden Sie Infos zu Veranstaltungen von über 70 Kulturfesten, 900 Reisegründe und 400 Reiseziele zwischen Elbe und Oder, Havel und Elster. Bestellen Sie die Broschüre per E-Mail, Post oder Telephon! Wir freuen uns über Ihr Interesse!

Aktuelle und weitere Informationen finden Sie auf unserer Internet-Seite.

Kulturfeste im Land Brandenburg e.V.

Am Bassin 3 | 14467 Potsdam

T: 0331-9793304 | info@kulturfeste.de

www.kulturfeste.de

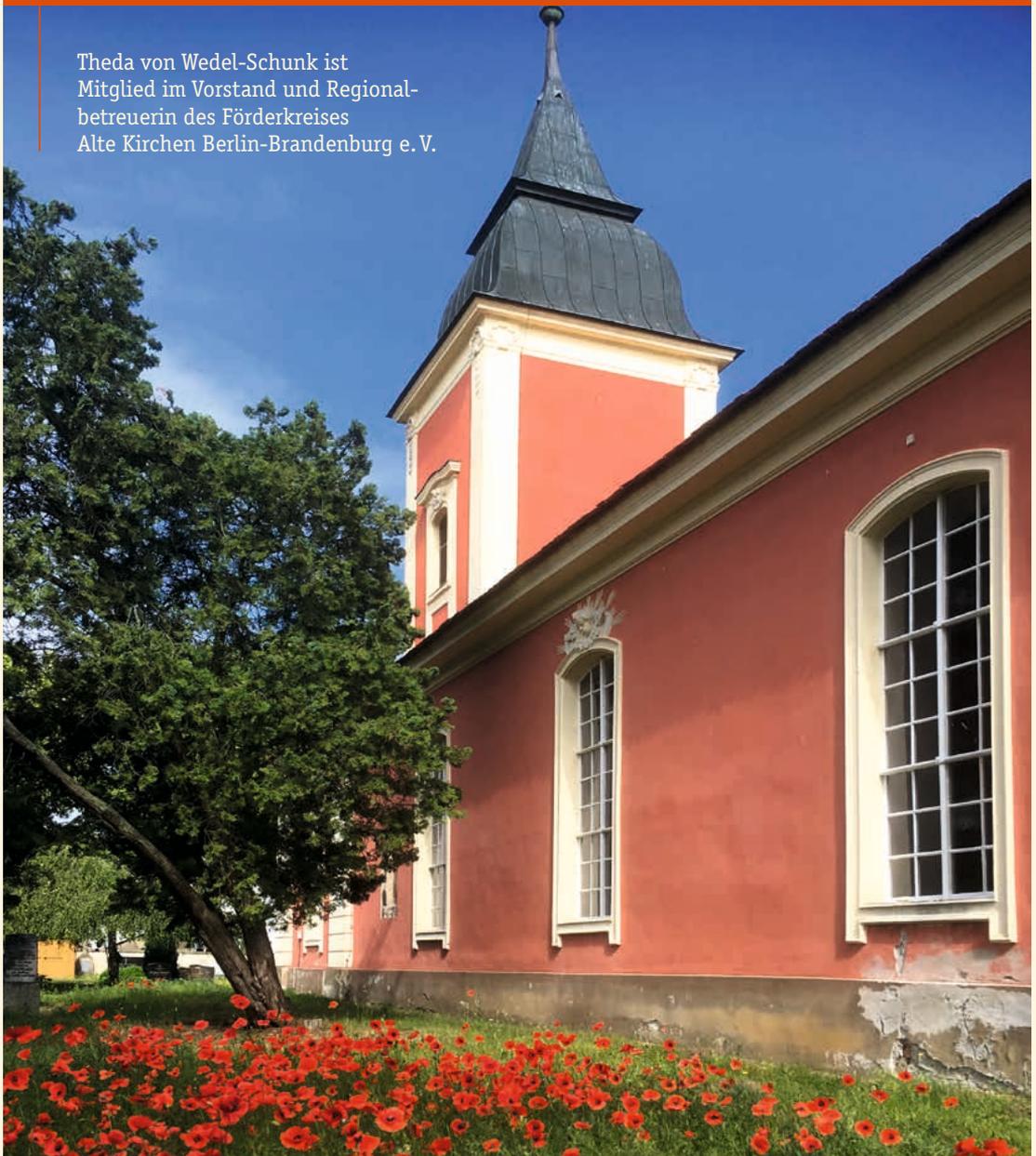
Photo: R. Nickolaus

THEDA VON WEDEL-SCHUNK

Blühende Dorfkirchen

Programm für mehr Artenschutz im Dorf

Theda von Wedel-Schunk ist Mitglied im Vorstand und Regionalbetreuerin des Förderkreises Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e. V.



Dorfkirche Trechwitz (Potsdam-Mittelmark); Foto: Andrea Molkenthin

Noch gibt es sie viel zu selten, diese Blühstreifen direkt um die Dorfkirche herum, auf den ungenutzten Teilen der dörflichen Friedhöfe, in den Pfarrgärten, am Rande der Kirchenäcker und sonst wo im Dorf. Dabei kann man in diesem Zusammenhang in Brandenburg von echten „Bodenschätzen“ der Kirchengemeinden sprechen. Allein die mehr als 1.400 Dorfkirchen böten Platz für diese bunte Mischung von beispielsweise einjährigen Kornblumen, Klatschmohn oder Kamille, dazu mehrjährigen Arten wie Margeriten, Flockenblumen,

Hornklee oder Glockenblumen und zahlreiche andere – je nach regionalen Gegebenheiten. Und Blühpatenschaften, Wildbienenweiden und vieles mehr, was hilft, die Biodiversität zu erhalten, würden hier ihren Ort finden.

„**Blühende Dorfkirchen**“ heißt auch das Programm, mit dem der Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e. V. (FAK) sich nun an der Entwicklung hin zu mehr Artenschutz im Dorf beteiligt. Er lobt im Sommer dieses Jahres einen zweijährigen Blühstreifen-Wettbewerb aus: Bewerben können

sich Gemeinden, Initiativen, die Blühstreifen um ihre Dorfkirche, den Pfarrgarten oder den Friedhof herum anlegen wollen. Als Startkapital stellt der FAK zehn Teilnehmern jeweils 250 Euro für Saatgut und anderes Material zu Verfügung. Über den Zeitraum von zwei Vegetationsperioden, vom Herbst 2021 bis zum Sommer 2023, läuft dann der Wettbewerb. Danach entscheidet eine fachlich versierte Jury und vergibt drei gut dotierte Preise.

„Blühende“ Dorfkirchen sind für das ganze Dorf wichtig, für die Alteingesessenen und die Zugezogenen, für die kirchliche und die kommunale Gemeinde, die Vereine, Betriebe, Gastwirtschaften vor Ort, die Besucher. Bei Renovierungen der Kirchen, aber auch anderer Gebäude im Dorf, könnte und sollte die Blühwiese mit bedacht werden. Artenreiche Blühwiesen sind überlebenswichtige Biotope und mittlerweile häufig „Rettungsinseln“ für eine Vielzahl von Insekten. Dort finden diese Nektar in Hülle und Fülle und bei rücksichtsvoller Pflege auch Brutrefugien. Von den Insekten wiederum profitieren Vögel, Amphibien, Kleinsäuger, Reptilien, Fische. Oftmals ziehen diese Flächen Arten aus dem gesamten Umkreis „magnetisch“ an. Und auch für uns Menschen bietet eine solche Wiese einiges: Entspannung, Glück, Freude, Abwechslung, Bewegung, das Gefühl, das „Richtige“ zu tun, Entschleunigung, Gesundheit. Eigentlich alles wirklich einleuchtend, aber was macht die Umsetzung dann so schwierig? Zuerst einmal die Macht der Gewohnheit: Das haben wir ja noch nie gemacht. Das sieht ja schlampig aus, sagen die einen. Gar nicht ordentlich geharkt, sagen die anderen, kein englischer Rasen, sondern Wiese. Wer soll das denn machen, es gibt doch eh nur noch so wenige Kirchenmitglieder? Und wie geht es überhaupt? —

*Wiesenlandschaft mit Grasnelken;
Foto: Blühstreifen Beelitz e. V.*

Guten Rat für die Interessenten am Wettbewerb

Es gibt der **Naturschutzbund Deutschland**. Unter www.nabu.de sind die einzelnen Schritte verständlich beschrieben, die zur Anlage einer Blühwiese erforderlich sind: das richtige (unbedingt regionale) Saatgut, Vorbereitung des Saatbeetes, Pflege und Mähen, wichtige Tipps, um Fehler zu vermeiden.

Guten Rat gibt auch das Heft **„Vielfalt als Gewinn, Kirchengemeinden und Biodiversität“** von Beatrice van Saan-Klein und Maria Wachowiak. ISBN 978-3-88257-053-3.

Ansprechpartner sind auch das Umweltbüro der EKBO www.ekbo.de/umwelt und Klaus-Peter Heinecke vom Vorstand des FAK, heinecke@atekirchen.de

Ulrich und Irmgard Dürr, langjährige Mitglieder des FAK, sind begeistert von der Idee, Blühwiesen anzulegen, haben sich mit einer **großzügigen Spende** spontan beteiligt und wünschen sich, dass ihr Beispiel Schule macht. (FAK-Spendenkonto: IBAN: DE94 5206 0410 0003 9113 90, Stichwort: Blühende Dorfkirchen)





*Pfarrer Matthias Stephan überreicht Prof. Christian Bonte-Friedheim symbolisch den Schlüssel für die sanierte Dorfkirche Lübnitz;
Foto: Lydia Junghanß*

19. AUGUST 1934 – 18. SEPTEMBER 2020

Nachruf

für Professor Christian Bonte-Friedheim

Vielen Aufgaben in internationalen Organisationen hat sich Prof. Dr. Christian Bonte-Friedheim in seinem Berufsleben an vielen Orten und in vielen Ländern der Erde gestellt. Sie erforderten Herz und Hand und damit seine ganze Tatkraft. Sein Tod im Herbst vergangenen Jahres bedeutete ein segensreiches Schaffen.

In den letzten 15 Jahren seines Lebens war ihm der Erhalt der mittelalterlichen Feldsteinkirche im Dorf Lübnitz im Hohen Fläming eine besondere Herzensangelegenheit. Viele Erfahrungen konnte er bei diesem Vorhaben einbringen, und sein diplomatisches Verhandlungsgeschick war sicher mehr als einmal gefordert, um das Projekt zu einem guten Abschluss zu bringen. Diese Zuwendung zur Lübnitzer Kirche war für ihn zugleich eine Rückkehr zu den Wurzeln der Familie seiner Mutter, denn die Familie von Lochow hatte seit dem Jahr 1600 bis zum Ende des letzten Weltkriegs 1945 das Patronat auch über die Kirche inne. Das Geschenk zum 100. Geburtstag seiner Mutter im Jahr 2006 sollte daher die Sanierung und Restaurierung der Lübnitzer Dorfkirche sein – ein großes Vorhaben, denn so vieles war zu tun, tatsächlich von Grund auf: die Sanierung der Außenmauern, des Dachs, des Turms; die zugemauerte Sakristei wurde wieder geöffnet und zugänglich gemacht. Die Kirche bekam eine neue Glocke aus Bronze und das Innere der Kirche wurde liebevoll restauriert. Durch eine neue Tür mit einem Relief des Künstlers Prof. Karl-Henning Seemann zur Schöpfung betritt man jetzt die Kirche und spürt ihre wiedergeonnene Atmosphäre.

Das alles hat Prof. Dr. Bonte-Friedheim mit ermöglicht, oft aus der Ferne und doch immer ganz

nah dran. In diesen Jahren haben ihn Mitstreiterinnen und Mitstreiter vor Ort unterstützt, die sich zunächst als Freundeskreis „Dorfkirche Lübnitz“ und seit 2013 als Förderverein Bonte-Friedheim-Lochow e. V. zusammengefunden haben. Die Sanierung der Lübnitzer Dorfkirche war für Prof. Dr. Bonte-Friedheim eine Sache der Dankbarkeit gegenüber seiner Mutter und seiner Familie. Sie war Ausdruck der Dankbarkeit für die deutsche Wiedervereinigung, die ihm dieses Engagement erst ermöglichte, und der Dankbarkeit gegenüber Gott, der ihm ein so erfülltes und reiches Leben geschenkt hatte.

Nun sollte die Lübnitzer Dorfkirche auch einen Namen erhalten. Auf Wunsch von Prof. Dr. Bonte-Friedheim wurde ihr durch die Landeskirche der Name „Nikolauskirche“ verliehen, getreu dem Motto „Helfen, Teilen, Freude machen“. In einem Festgottesdienst im September 2013 konnte eine große Gemeinde den Abschluss der umfangreichen Arbeiten an der Nikolauskirche feiern. In seinem Schlusswort sagte Prof. Dr. Bonte-Friedheim, er habe „nur ein Blumenkorn in die Erde gesetzt. Gewässert haben es andere“. So bleibt es nun an uns, diese „Blume“ im Hohen Fläming zu hegen und zu pflegen, auf dass sie blüht und den Ruhm und die Herrlichkeit Gottes verkündet und preist. Und es bleibt uns der Dank für das Wirken von Prof. Dr. Bonte-Friedheim, der lebendig bleiben soll in unserem Wirken „soli deo gloria“.

Für die evangelische Kirchengemeinde St. Marien Hoher Fläming Bad Belzig und den Förderverein Bonte-Friedheim-Lochow e. V.

Matthias Stephan, Pfarrer

ZITTAUER FASTENTÜCHER

EINZIGARTIG IN DEUTSCHLAND, BEDEUTEND FÜR EUROPA



Das **GROSSE ZITTAUER FASTENTUCH** von 1472 erzählt in 90 Bildern Geschichten aus dem Alten und Neuen Testament. Mit 6,80 m Breite und 8,20 m Höhe zählt es zu den ältesten und größten weltweit.

Das **KLEINE ZITTAUER FASTENTUCH** von 1573 zeigt die Kreuzigung Christi, umrahmt von den Arma Christi, den 30 Leidenswerkzeugen. Es ist das einzige bekannte Fastentuch, das von einer evangelischen Gemeinde in Auftrag gegeben wurde.



Museum Kirche zum Heiligen Kreuz Großes Zittauer Fastentuch
Frauenstraße 23 | D-02763 Zittau | Tel. 03583 50 08 92 0 | www.zittauer-fastentuecher.de



Kulturhistorisches Museum Franziskanerkloster Kleines Zittauer Fastentuch
Klosterstraße 3 | D-02763 Zittau | Tel. 03583 55 47 90 | www.museum-zittau.de

